



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Generation Facebook:
Virtuelle Sozialräume zwischen Inklusion, Exklusion und
sozialer Partizipation

Verfasser

Franz Kuntschnig

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Pädagogik

Betreuer/ Betreuerin:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Reinhold Stipsits

Inhaltsverzeichnis

1.0: <u>Einleitung</u>	S 3
1.1: Aktueller Forschungsstand	S 5
1.2: Fragestellung und disziplinäre Relevanz	S 7
1.3: Aufbau und Gliederung der Arbeit	S 9
2.0: <u>Das Internet als Handlungs – und Kommunikationsraum</u>	S 11
2.1: Das Internet in seinen Ursprüngen	S 11
2.2: Web 2.0: Revolution oder Evolution des Internet ?	S 17
2.3: Social Web und Social Software	S 21
3.0: <u>Soziale Arbeit und der (virtuelle) Sozialraum</u>	S 26
3.1: Die wiederentdeckte Rede vom Raum: der Spatial Turn	S 27
3.2: Raumordnungen	S 31
3.2.1: Absoluter Raumbegriff/ der Container-/ Behälterraum	S 31
3.2.2: Relativer Raumbegriff	S 34
3.2.3: Relationaler Raumbegriff	S 36
3.3: Der Spatial Turn innerhalb der Sozialen Arbeit: die Sozialraumorientierung	S 38
3.4: Der virtuelle Sozialraum im Kontext zur Sozialen Arbeit	S 41
4.0: <u>Theoretische Aspekte rund um den virtuellen Sozialraum</u>	S 45
4.1: Zum Terminus des sozialen Netzwerks	S 46
4.1.1: Der virtuelle Sozialraum als Netzwerk	S 52
4.1.2: Social Network Sites	S 59
4.2: Soziales Kapital	S 62
4.2.1: Internet und soziales Kapital	S 71
5.0: <u>Der virtuelle Sozialraum zwischen Inklusion, Exklusion und sozialer Partizipation</u>	S 75
5.1: Die Ursprünge des Digital Divide: Die Wissensklufthypothese	S 76
5.2: Der Digital Divide	S 78
5.3: Die Soziale Arbeit und der Digital Divide	S 84

6.0: <u>Methodologie</u>	S 89
6.1: Die Entscheidung für ein qualitatives Forschungsdesign	S 89
6.2: Die Datenevaluierung: Das problemzentrierte Interview	S 92
6.2.1: Die Instrumente der Durchführung.....	S 94
6.2.2: Die Interviewsituationen.....	S 96
6.3: Die Datenauswertung: Die Grounded Theory	S 99
6.3.1: Die Generierung der Kategorien.....	S 101
 7.0: <u>Auswertung und Ergebnisse</u>	 S 102
7.1: Information, Kommunikation und Vernetzung	S 102
7.2: Soziale Bedürfnisstruktur zwischen Selbstdarstellung, Partizipation und Internetmüdigkeit	S 106
7.3: Sozialer Druck und Ausschluss	S 112
7.4: Kritik bezüglich Privatsphäre und Macht	S 115
 8.0: <u>Schlussbetrachtung</u>	 S 120
 9.0: <u>Literaturverzeichnis</u>	 S 123
 10.0: <u>Appendix</u>	 S 139
10.1: Beispielinterview A1	S 139
10.2: Interviewleitfaden	S 162
10.3: Curriculum Vitae	S 165
10.4: Abstract	S 166

1.0: Einleitung

Als 28 jähriger Verfasser dieser Zeilen durfte ich den technischen Wechsel zwischen analoger und digitaler Technik und das Aufkommen des Internets in den 90er Jahren als Jugendlicher hautnah miterleben. Im Jahr 2011 sind Computer, Mobiltelefon und Co. nicht mehr aus dem Alltagsleben der hiesigen westlichen Gesellschaften wegzudenken. Zu sehr wurden sie zu notwendigen Mitstreitern um den zunehmend komplexer werdenden Anforderungen gerecht werden zu können, den Anforderungen einer Gesellschaft, die Flexibilität und Mobilität voraussetzt um an ihr überhaupt partizipieren zu können. So ist es wenig verwunderlich, dass das Beziehungsverhältnis zwischen Mobilität und Kommunikationstechnologie zunehmend zum Gegenstand wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses geworden ist.

So sehen SoziologInnen wie Tully (2009) in den modernen Kommunikationstechnologien „Tools“, also Werkzeuge, die den Menschen dabei helfen, den multilokalen Anforderungen und der damit verbundenen Mobilitätsfrage der modernen Gesellschaft gerecht zu werden. In modernen Gesellschaften sei das Subjekt für seine Einbettung in die Gesellschaft alleinig verantwortlich. Vor allem Jugendliche leben in, wie Tully (2009) es formuliert, polykontextuellen Welten, bestehend aus Schule, Peers, Jobs, Familie, FreundInnen und Netzhidentitäten, in deren Einbettung sie sich zu bemühen haben. Der Besitz und der Zugang zur Kommunikationstechnologie ist in diesem Sinne ebenfalls eine soziale Frage, eine Frage der gesellschaftlichen Partizipation, die das Problem aufwirft, inwiefern Inklusions- und Exklusionsmechanismen bei Besitz oder eben auch Nichtbesitz eben genannter Technologie zum Tragen kommen. Zudem verändere die Kommunikationstechnologie unser Verständnis von Raumbezügen: Es wird nicht nur ein „Pendeln“ in Räumen und ein Bewegen zwischen (geographischen) Orten möglich, sondern auch ein Bewegen zwischen realen Orten und virtuellen Räumen. Generell verwischt laut Tully (2009) die Kommunikationstechnologie die Spuren, die auf konkrete Orte verweisen, Menschen agieren durch sie von (realen) Orten mit ihren sozialen Implikationen entkoppelt. (vgl. Tully 2009: S 17-22)

Die neueste Generation an Mobiltelefonen, die „Smartphones“, dürfte exemplarisch wohl aktuell wie keine andere Form der Kommunikationstechnologie der Forderung nach Mobilität und Flexibilität nachkommen. Der Mobilfunkanbieter Hutchinson 3G Austria, vielen auch besser unter dem Synonym Drei bekannt, bewirbt aktuell seine Smartphones in Verbindung mit den angebotenen Tarifen als „Superphones“. (vgl. Drei Hutchinson 2010: o.S.) Mit moderner Technik ausgestattet, ist es den BenutzerInnen eines entsprechenden Mobiltelefons nun längst nicht nur möglich zu telefonieren oder den vom Netzbetreiber zur Verfügung gestellten Nachrichtendienst (SMS und MMS) in Anspruch zu nehmen, vielmehr wird der virtuelle Raum zunehmend zum alltäglichen Begleiter am Handy für unterwegs. Egal ob Mail, Chat, soziale Netzwerkportale, Videoportale oder einfaches „surfen“ in den Weiten des World Wide Web, das Internet mitsamt seinen inhärenten Kommunikationspotenzialen hat sich längst als fixe Größe im Alltagsleben von Menschen in technisch dominierten Gesellschaften etabliert.

Nicht zuletzt durch die Entwicklung von neuen technischen Angeboten, mit denen neue Anwendungsmöglichkeiten einhergingen, wurde das Internet zu einer interaktiven Instanz, die es Menschen ermöglicht, sich aktiv und kommunikativ an Inhalten zu beteiligen oder diese, entsprechendes Know How vorausgesetzt, selbst zu kreieren. Der virtuelle Raum bekam dadurch eine gänzlich neue Komponente und konnte sich als Kommunikationsplattform etablieren, was sicherlich durch den stetig steigenden Zugang begünstigt wurde. So stieg seit dem Jahr 2002 die Anzahl der Haushalte in Österreich, die über einen Internetzugang verfügen, kontinuierlich an und lag laut Statistik Austria im Jahre 2009 im Schnitt immerhin bei 70%. (vgl. Statistik.at 2010: o.S) Vor allem die so genannten „sozialen Onlinenetze“ erleben in den letzten Jahren eine regelrechte Konjunktur, allen voran Facebook, dessen Bekanntheitsgrad nicht nur wegen des zuletzt erschienen Films „Social Network“ unter der Regie von David Fincher weiterhin steigen dürfte. Zumindest für Jugendliche scheint eine Mitgliedschaft bei einem sozialen Netzwerkportal zunehmend zum Alltag zu gehören, wobei sich dieser Sachverhalt statistisch durch die hohe prozentuale Beteiligung von Jugendlichen belegen lässt. (vgl. Spectra 2010: o.S.) Von daher ist es sicherlich nicht überraschend, dass sich die Forschung zunehmend, wenn auch innerhalb des deutschsprachigen Raumes oftmals in Form von Abschlussarbeiten, analytisch diesem Phänomen widmet.

1.1: Aktueller Forschungsstand

Die ersten Studien, die sich explizit mit virtuellen sozialen Netzwerkportalen auseinandersetzten, kommen aus dem amerikanischen Sprachraum, was angesichts der Tatsache, dass soziale Onlinenetzwerkportale in Amerika früher als Phänomen zugänglich waren und dadurch eher als Erkenntnisgegenstand wissenschaftlicher Forschung erfasst werden konnten, wenig verwunderlich ist. In den letzten zwei bis drei Jahren lassen sich jedoch auch vermehrt Studien im deutschsprachigen Raum finden, viele im Rahmen einer akademischen Abschlussarbeit. Vor allem in letzter Zeit häufen sich zunehmend die Treffer in den österreichischen Bibliothekskatalogen, die per Schlagwort auf das soziale Onlinenetzwerk Facebook verweisen.

Die im Jahr 2010 als Buch publizierte Abschlussarbeit von Bernadette Kneidlinger befasst sich inhaltlich aus soziologischer Perspektive mit dem Phänomen des virtuellen sozialen Netzwerks Facebook. Im Zentrum ihres Forschungs- und Erkenntnisinteresses stehen die Beziehungsstrukturen des Online Netzwerks im Kontext zu der realen Umgebung, sowie die Kommunikationsformen der NutzerInnen. Durch Evaluierung eines Online- Fragebogens als methodologisches Grundgerüst sollen mögliche Transformationen in den Netzwerkstrukturen aufgezeigt und mit den neuen Kommunikationsgewohnheiten der NutzerInnen kontrastiert werden, um aufzuzeigen, inwiefern die Veränderungen der sozialen Netzwerkformen und der Kommunikation einander bedingen könnten. (vgl. Kneidlinger 2010: S 17) Mit einem kommunikationswissenschaftlichen Zugang versucht Daniela Hejny (2009) in ihrer Diplomarbeit anhand von Fragebögen die Relation von Anonymität und Privatsphäre im Internet am Beispiel des Social Networks Facebook zu analysieren. Welchen Stellenwert haben diese Termini bei den NutzerInnen von sozialen Onlinenetzwerkportalen, welche Faktoren beeinflussen sie und wie verhalten sich diese Begrifflichkeiten bei den NutzerInnen sowohl im virtuellen als auch im realen Raum? Ziel ihrer Forschungsarbeit ist es, die Bedeutung von Anonymität und Privatsphäre im Internet anhand des virtuellen sozialen Netzwerks Facebook zu erklären, Faktoren, die den Verzicht darauf begünstigen zu identifizieren und die daraus resultierenden Ergebnisse mit dem „realen“ Raum zu kontrastieren, um mögliche Unterschiede sichtbar zu machen. (vgl. Hejny 2009: S 6)

Ebenenfalls unter Zuhilfenahme eines kommunikationswissenschaftlichen Ansatzes versucht Doris Hennebichler (2009) die Auswirkungen von Social Network Sites auf die sozialen Bindungen ihrer NutzerInnen zu eruieren und entsprechende Einflussfaktoren im Hinblick auf den Beziehungsaufbau und die Beziehungspflege ihrer Mitglieder zu ermitteln. Da bisherige Studien zu keinem homogenen Ergebnis führten, wählt sie den methodologischen Ansatz des qualitativen Experiments und der Datenevaluierung per Tagebuchstudie. Schlussendlich sollten die daraus gewonnen Erkenntnisse durch kurze Leitfadeninterviews konsolidiert werden um daraus Hypothesen generieren zu können. (vgl. Hennebichler 2009: S 1ff.) Die Soziologin Dagmar Hoffmann (2009) beschäftigt sich in ihrem Beitrag im Sammelband „Multilokalität und Vernetzung“ mit den sozialen Netzwerkportalen, speziell mit dem Portal SchülerVz. So gibt es ihrer Angabe zufolge zum Thema soziale Netzwerkportale schon etwaige wissenschaftliche Untersuchungen in diesem Bereich hinsichtlich der Kommunikations- und Vernetzungsmöglichkeiten, der Frage nach dem Einfluss auf die Sozialisation oder der Möglichkeit eines Sozialisationsraumes. Des Weiteren stehe häufig die Differenz zwischen virtuellen Räumen und den Sozialräumen der realen Welt im Zentrum des Erkenntnisinteresses der Wissenschaft. Dagmar Hoffmanns Forschungsfrage hingegen zielt auf die modernen Formen der Soziabilität der NutzerInnen von sozialen Netzwerkportalen ab, oder genauer formuliert: Inwiefern handelt es sich bei sozialen Netzwerkportalen um Sozialräume und Entwicklungsräume, welche gesellschaftliche, beziehungsweise kulturelle Relevanz hat die Kontaktaufnahme, Kontaktpflege, Vernetzung und Selbstrepräsentation auf solchen sozialen Netzwerkportalen? (vgl. Hoffmann 2009: S 112)

In der Tat scheinen, zumindest nach derzeitigem Recherchestand, die wissenschaftlichen Studien, besonders innerhalb der Sozialpädagogik als Teildisziplin der Erziehungs- und Bildungswissenschaften, konsequent den „Sozialraum Internet“ als Forschungsschwerpunkt zu marginalisieren beziehungsweise zu vernachlässigen. Hendrik Fellingner machte in seiner Diplomarbeit im Jahr 2007 auf diesen Umstand aufmerksam und stellte sich die forschungsleitende Frage, wie denn nun die soziale Arbeit mit dem Sozialraum Internet umgehen, und wie virtuelle soziale Arbeit von statten gehen könnte. Er kommt schlussendlich zu der Erkenntnis, dass der Computer als „tool“ bereits intensiv genutzt wird, vorwiegend als eine Art „mediale Animation“. Als konkretes Praxis- und Handlungsfeld habe die soziale Arbeit den virtuellen Raum allerdings noch nicht für sich internalisiert. Zudem plädiert er für ein intensiveres Auseinandersetzen der sozialen

Arbeit mit Medienkompetenz fördernden Inhalten. Die soziale Arbeit, als theoriegeleitete Disziplin, brauche jene Inhalte um im virtuellen Sozialraum kompetent agieren zu können. (vgl. Fellingner 2007: S 90ff.)

1.2: Fragestellung und disziplinäre Relevanz

Vor allem der in der Sozialpädagogik von Hans Thiersch begründete und wissenschaftstheoretisch etablierte Lebensweltorientierungsansatz bietet als Modell die Option sich näher mit der Betrachtung von virtuellen Räumen in Form von Sozialräumen differenziert auseinanderzusetzen. So rückt im Lebensweltorientierungsansatz der Alltag der Menschen in den Mittelpunkt des sozialpädagogischen Handelns und Interesses. Dies impliziert die Orte und Räume ihrer sozialen Interaktionen, mitsamt den Problemen und Problemlösungsstrategien, die Menschen entwickeln, zum Gegenstand der Analyse zu machen. (vgl. Galuske 2002: S 141) Jedoch nicht nur über Begriffe wie Lebensweltorientierung lassen sich pädagogische Implikationen hinsichtlich virtueller Räume erschließen. AutorInnen wie Tully (2009) sehen Raumbezüge durch die „virtuellen Spaces“ und Kommunikationstechnologie nicht nur erweitert, eine plurale Vernetzungsmöglichkeit bringt eben auch eine Vielzahl an Raumbezügen mit sich. (vgl. Tully 2009: S 9) Die Kontingenz dessen, wie Räume generiert werden und konstituiert sein können, hat sowohl einen erheblichen Einfluss auf die gegenwärtige Sozialraumforschung im pädagogischen als auch generell im soziologischen und sozialwissenschaftlichen Bereich. So übernehmen AutorInnen wie Ulrich Deinet (2009), die sich innerhalb ihres Forschungsbereichs intensiv mit theoretisch– methodologischen sozialräumlichen Implikationen im Bereich der Sozialen Arbeit auseinandersetzen, zunehmend einen Raumbegriff, der über soziale Bezüge definiert wird. In Anlehnung an die Arbeiten von Löw (2001) und Kessl/ Reutinger (2007) wird eine Auffassung von Sozialraum vertreten, die den menschlichen sowie den gesellschaftlichen Handlungsraum ins Zentrum der theoretischen Überlegungen stellt. Der verdinglichte Ort, der reale dreidimensionale Raum als Objekt, muss innerhalb der pädagogischen Sozialraumorientierung zunehmend einem durch Subjekte, in Form von sozialer Interaktion, hervorgebrachten Raumverständnis weichen. (vgl. Deinet 2009 a: S 7f.)

Der soziale Kontakt zwischen Individuen findet in technisch hoch entwickelten Gesellschaften mittlerweile bereits nahezu selbstverständlich zu einem Teil im virtuellen Raum statt. Dadurch wird der metaphorisch leere virtuelle Raum quasi in einen Ort der Begegnung, in dem soziale Prozesse zwischen Menschen stattfinden, transformiert. Seit nunmehr vier Jahren wird jährlich eine Onlinestudie vom ARD/ZDF herausgegeben, die die Entwicklungstendenzen innerhalb des World Wide Web festzuhalten und zu evaluieren versucht, besonders im Hinblick auf die „Web 2.0“ Applikationen. Im Jahr 2009 waren die beliebtesten Nutzungsfunktionen, neben der klassischen Email-Funktion, die Beteiligung an Chat- Foren und Instant Messaging im Internet. Besonders bei der aktuellen Generation der 14 – 29 jährigen, die in dieser Studie als „digital natives“, die digitalen Ureinwohner, bezeichnet werden, sind diese Kommunikationsformen etabliert und gehören zum Alltagsleben, wobei diese zunehmend über Online Communities praktiziert werden können. Hierbei wird den sozialen Netzwerken nicht nur eine stetig steigende Tendenz in Bezug auf die Beliebtheit und Nutzung attestiert, sondern ebenfalls ein zunehmender Habitualisierungseffekt festgestellt. (vgl. Buseman/Gscheidle 2009: S 357ff.)

Diese Abschlussarbeit versucht der Frage nachzugehen, wie virtuelle Sozialräume unter spezieller Berücksichtigung des Phänomens der so genannten Social Network Sites anhand des Beispiels des „sozialen Onlinenetzwerkportals“ Facebook von den NutzerInnen erfahren, genutzt und gestaltet werden, und worin die Relevanz des Phänomens des virtuellen Sozialraumes für die Sozialpädagogik zu sehen ist. Einige sich daraus ergebende und für die Sozialpädagogik interessante Subfragen könnten sein: Welche gesellschaftliche Relevanz hat die Kommunikation, Partizipation und die Kontaktpflege für die Menschen, wie intensiv und aus welchen Gründen wird der virtuelle Sozialraum genutzt? Handelt es sich aufgrund der zunehmend gestellten Forderung nach Flexibilität und Mobilität bei sozialen Onlinenetzwerken möglicherweise um ein sich anbahnendes, latentes Schibboleth, also um ein „Kennwort“, dessen Kenntnis über einen möglicherweise immer wichtiger werdenden Zugang zu gesellschaftlichen Prozessen und Formen der Kommunikation entscheidet? Gibt es daher eine Form von sozialem Druck, der die Partizipation beziehungsweise Mitgliedschaft an Onlinenetzwerken begünstigt, und welche Chancen und Risiken sehen die agierenden ProtagonistInnen in der Nutzung dieser relativ neuen digitalen Kommunikationsmedien?

Vor allem Facebook bietet sich hierfür exemplarisch als Untersuchungsgegenstand an. Kaum ein anderes virtuelles soziales Netzwerkportal hatte aufgrund der massiven Beteiligung der NutzerInnen bisher einen derartigen gesellschaftlichen Impact, sodass auch gängige Massenmedien wie die Onlineausgabe der österreichischen Tageszeitung „der Standard“ oder sogar die Politik in Form der deutschen Staatsanwaltschaft darauf aufmerksam wurden. Ob es sich nun um eine virtuelle Initiative für die Bildung einer rot-grünen Landesregierung in Wien handelt, um einen Aufruf die Castor Transporte in Deutschland zu stoppen, oder eine Online -Petition gegen die österreichische Asyl- und Fremdenrechtspolitik: Die Medien und die Politik haben bereits begonnen Facebook als einen politischen Sozialraum wahrzunehmen, in dem nicht nur Kontakte gepflegt oder neu erschlossen werden können. (vgl. DerStandard 1 2010: o.S.; DerStandard 2 2010: o.S. und DerStandard 3 2010: o.S.)

1.3: Aufbau und Gliederung der Arbeit

Für die Beantwortung dieser Fragestellungen wird die Arbeit in zwei Teilabschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt befasst sich mit den theoretischen Implikationen, den Inhalten und Grundlagen, die eine Abhandlung über virtuelle Sozialräume und deren gesellschaftlich- kulturelle Relevanz im sozialpädagogischen Kontext mit sich bringt.

Einführend in diese Thematik wird deshalb zunächst einmal im zweiten Kapitel die „Evolution“ des Internets hin zum potenziellen Sozialraum skizziert. War das Internet in seinen Ursprüngen noch ein relativ kleines und homogenes Netzwerk, welches unter militärischen Vorzeichen einer geringen Anzahl an Menschen vorbehalten war, so entwickelte es sich im Laufe der Zeit zunehmend zu einem Kommunikations- und Interaktionsmedium, welches einer immer breiteren Masse zugänglich wurde. Innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses und der Internetforschung wird das Phänomen des Internet als gesellschaftlicher Kommunikations- und Handlungsraum anhand der Termini Web 2.0 und Social Web verortet und kategorisiert und somit zum Gegenstand wissenschaftstheoretischer Analysen gemacht.

Im dritten Kapitel werden der (virtuelle) Sozialraum innerhalb der sozialen Arbeit sowie die entsprechenden raumtheoretischen Implikationen in das Zentrum der theoretischen Betrachtungen gerückt. Hierfür werden zunächst die aktuell diskutierten Raumordnungen beziehungsweise Raumkonzeptionen, die im Zuge des so genannten Spatial Turns diskutiert werden, erörtert und vorgestellt. Dadurch lassen sich nicht nur die raumtheoretischen Überlegungen und Konzepte, die hinter virtuellen Räumen und Sozialräumen stehen, transparenter und nachvollziehbarer für die LeserInnen darstellen, sondern auch an die (sozialpädagogische) Rede von der Sozialraumorientierung und die Rezeption des virtuellen Sozialraumes innerhalb der Sozialen Arbeit anschließen.

Im vierten Kapitel werden theoretisch interessante Implikationen bezüglich des virtuellen Sozialraumes anhand der Termini des sozialen Netzwerkes und des sozialen Kapitals expliziert. Im Zentrum des Interesses stehen hierbei vor allem die Beziehungs- und Bindungsformen, die sozialen Netzwerke, sowohl innerhalb als auch außerhalb des virtuellen Sozialraumes, sowie die Kontrastierung der virtuellen Netzwerke mit den sozialen Netzwerken der realen Welt. Des Weiteren wird auf den Begriff des sozialen Kapitals im Kontext der Internetnutzung eingegangen, welcher in den letzten Jahren innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses vermehrt Zuwendung erhält und als wertvolle Ressource und Indikator für die individuelle und gesellschaftliche Zufriedenheit angesehen wird.

In Kapitel fünf wird der virtuelle Sozialraum durch die Eingliederung in den wissenschaftlichen Diskurs rund um den Digital Divide im Spannungsfeld zwischen Inklusion, Exklusion und sozialer Partizipation verortet. Ausgehend von der Wissenskluftforschung hat sich mit dem Terminus des Digital Divide innerhalb der Sozialwissenschaften ein Forschungsgebiet entwickelt, welches die, durch die so genannten neuen Medien, allen voran das Internet, potenziell generierten sozialen Disparitäten an der Schnittstelle zwischen Zugang und Nutzung ins Zentrum des Interesses manövriert. Im finalen Teil des Kapitels werden einige Strategien und Konzeptionen im Kontext der sozialen Arbeit innerhalb der Fachliteratur vorgestellt, die die Problematik des Digital Divide aufgreifen und durch entsprechende intervenierende Maßnahmen zu mindern versuchen.

Im empirischen Teil dieser Arbeit, welcher die Kapitel sechs bis acht umfasst, wird im sechsten Kapitel das methodologische Grundgerüst, auf welches das Forschungsvorhaben gestützt wird, erörtert und expliziert. Zunächst werden daher einmal die basalen theoretischen Vorüberlegungen im Vorfeld der Studie abgehandelt und die Entscheidung für ein qualitatives Untersuchungsdesign begründet. Des Weiteren werden die empirischen Instrumente der Datenevaluierung vorgestellt und auf die konkreten Interviewsituationen innerhalb dieser Arbeit Bezug genommen. Abgeschlossen wird das Kapitel mit der Vorstellung des Auswertungsverfahrens, sowie einer kurzen und prägnanten Präsentation der aus dem empirischen Datenmaterial generierten Kategorien. Im siebenten Kapitel werden die innerhalb dieser Studie gewonnenen Erkenntnisse und Ergebnisse anhand der gebildeten Kategorien geschildert, ehe im achten Kapitel in einer reflektierten Schlussbetrachtung die zentralen Inhalte und Ergebnisse dieser Arbeit im Konnex zur sozialen Arbeit nochmals exploriert und zusammengefasst werden.

2.0: Das Internet als Handlungs- und Kommunikationsraum

2.1: Das Internet in seinen Ursprüngen

Welche zentrale Stellung das Internet im Leben eines/r Studenten/in im DiplomandInnenstatus haben könnte, lässt das folgende empirische und selbstbezogene Szenario eines Tagesablaufes erahnen: Nachdem im Laufe des Vormittags das universitäre Institut erreicht und der in einer Bibliothek unnötige Kleidungs- und Materialballast abgelegt sowie sicher verstaut wurde, setzt man sich mit einem einigermaßen bekömmlichen Kaffee aus dem Automaten in den Aufenthaltsraum und klappt den Laptop auf. Zunächst werden routinemäßig die eingetroffenen Emails gelesen und nach subjektiver Priorität sowie Gemütszustand beantwortet. Anschließend wird die Webseite der Onlineausgabe einer präferierten österreichischen Tageszeitung besucht und deren Inhalte rezipiert, schließlich möchte man informationstechnisch einigermaßen am Ball bleiben. Danach wird die Bibliothek aufgesucht und nach Literatur anhand der Onlinekataloge der diversen österreichischen Bibliotheken recherchiert. Bei Verständnisproblemen beim Bearbeiten der Literatur aufgrund des formal oftmals explizit akademischen Sprachgebrauchs findet man Hilfe in Onlineduden oder Enzyklopädien, die einem „erklärend“ zur Seite stehen. Da man ebenfalls dem Privatleben fröhen möchte, findet man für eine Minute die Zeit via Facebook, einem virtuellen sozialen Netzwerk, in

seinem Freundes- und Bekanntenkreis nachzufragen, ob nicht jemand Interesse hätte sich am Abend zusammenzusetzen oder etwas zu unternehmen. Etwaige Antworten werden innerhalb kürzester Zeit via Email zugeschickt...

Dieses Szenario ließe sich nun anhand beliebig vieler und differenter Beispiele fortsetzen, aber eines sollte ersichtlich geworden sein: Das Internet mag zwar prinzipiell nicht überlebensnotwendig sein, schließlich gibt es auch noch von Menschen besiedelte Internet-freie Zonen und Regionen auf diesem Planeten, es sich wegzudenken gliche allerdings einem subjektiv gefühlten Rückschritt, zumindest für den empirisch-deskriptiven Tagesablauf des hier erwähnten Studenten. Zu sehr hat das Internet die Art und Weise wie wir kommunizieren und uns informieren verändert. Selbstverständlich kann man nach wie vor Tageszeitungen am Kiosk kaufen, Literaturrecherche wäre mit dem mittlerweile schon fast archaisch anmutenden Handzettelkatalog (Nominal- und Schlagwortkatalog) möglich, Duden und Enzyklopädien sind auch in Buchform in Bibliotheken vorhanden und Briefe sind ebenfalls noch nicht obsolet. Jedoch per Internet lassen sich die beschriebenen täglichen Anforderungen bequemer, effizienter und rapider von einem beliebigen Ort aus erledigen, unabhängig von Bibliotheksöffnungs- und Postlieferzeiten.

Das Internet mitsamt seinen inhärenten Diensten ist mittlerweile zu einem dermaßen vertrauten Werkzeug zur Bewältigung alltäglicher Routinen geworden, sodass der historische Kontext der Genese ein wenig fremd anmutet. Im Rahmen des so genannten „Sputnik Schocks“ mobilisierten die U.S.A ihre Anstrengungen und Ambitionen in Richtung wissenschaftlichen und technischen Fortschritt. Ende 1969 vernetzte die *Advanced Research Project Agency (ARPA)* im Auftrag der Regierung die ersten vier Computer miteinander, deren Kommunikation auch im atomaren Notfallszenario aufrecht erhalten werden sollte. Diese Computer hatten innerhalb des Netzwerkes den gleichen Status, sodass bei Ausfall eines Computers sich die Daten per Umweg ihren Weg zum angestrebten Empfänger gebahnt hätten. Nach diesem Prinzip funktioniert auch das Internet in seiner gegenwärtigen Ausprägung. (vgl. Fasching 1997: S 15) Aufgrund der reibungslosen und unproblematischen Funktionsweise des ARPANET wurden immer mehr Computer im Laufe der Zeit in dieses Netz integriert. In den 80-er Jahren wurde das *National Science Foundation Network (NSFNET)* eingerichtet und an das ARPANET angeschlossen. Das NSFNET sollte es Akademikern und Wissenschaftern ermöglichen,

von ihren Computern am Arbeitsplatz oder notfalls von zu Hause aus, auf leistungsstärkere Rechner zugreifen zu können. Von da an nahm die Entwicklung vermehrt eine Eigendynamik an, denn Computer verbreiteten sich langsam aber stetig und immer mehr Programmierer und Hobbyelektroniker schlossen sich dem seit 1983 so bezeichneten Internet an. Vor allem der Dienst des *World Wide Web*, welcher 1991 im europäischen Kernforschungszentrum in Genf veröffentlicht wurde, verhalf dem Internet aufgrund der vereinfachten Bedienung durch die graphische Benutzeroberfläche zunehmend zu seinem kommerziellen Durchbruch und steigerte dessen Popularität. (vgl. Fasching/ Podehl 1997: S 152)¹

Eine bekannte und häufig rezipierte kompakte Definition des Terminus Internet ist auf Hoffman und Krol (1993) zurückzuführen, die in einem RFC Eintrag in drei zentralen Punkten das Phänomen Internet zu erfassen versuchten. So lässt sich nach deren Definition das Internet am besten beschreiben als:

- „a network of networks based on the TCP/IP protocols,
 - a community of people who use and develop those networks,
 - a collection of resources that can be reached from those networks.“
- (Hoffman/Krol 1993: o.S.)

Vor allem innerhalb der pädagogischen/ sozialwissenschaftlichen Literatur Mitte der 90-er wurde sehr gerne auf die Definition von Hoffman und Krol (1993) Bezug genommen. Augenscheinlich und ohne größere Interpretationsleistungen vollbringen zu müssen, lassen sich aufgrund der Definition zwei zentrale Komponenten des Internets eruieren: die technische und die soziale, wobei vor allem wenig überraschend der soziale Aspekt in der pädagogisch- sozialwissenschaftlichen Literatur in den 90er- Jahren immer wieder besonders akzentuiert wurde. Aus technischer Sicht handelt es sich beim Internet um den Zusammenschluss von Computern, welche dadurch ein Netzwerk bilden. Dieses Netzwerk besteht im Wesentlichen aus drei Ebenen. Die Netzwerke, die auf lokale Einrichtungen wie Universitäten oder Firmen beschränkt sind, werden als *LAN's* (*Local Area Networks*) bezeichnet und stellen die erste Ebene dar. Die zweite Ebene entsteht durch die Verbindung von mehreren *LAN's*, die geographisch oder thematisch

¹ Für eine detailliertere historische Fundierung des Internets siehe u.a. Zakon, Robert H.: Hobbes Internet Timeline unter: <http://www.zakon.org/robert/internet/timeline/> am 27/01/2011.

zusammengefasst sein können. Diese Netzwerke werden dann dem Begriff *MAN's* (*Metropolitan Area Networks*) oder auch *Mid-Level-Network* zugeordnet. Dadurch können die Rechner diverser *LAN's* untereinander Verbindung aufnehmen und miteinander kommunizieren. Der Zusammenschluss von *MAN's* zu *WAN's* (*Wide Area Networks*) bildet die dritte und finale Ebene des Internets. Durch extrem leistungsfähige Rechner (auch *Backbones* genannt) werden die Netzwerke der diversen Länder und Kontinente nun durch Glasfaserkabel oder Satellitenübertragung miteinander verbunden. (vgl. Fasching/Podehl 1997: S 154) Damit die Rechner der differenten Netzwerke nun in Verbindung treten konnten, wurde ein spezielles Protokoll entwickelt, das einen Satz aus Regeln vorschreibt wie denn nun untereinander kommuniziert wird. Dieser Standard wird *TCP/IP* (*Transmission Control Protocol/ Internet Protocol*) genannt. Hierbei werden die Informationen in kleine „Päckchen“ aufgeteilt und durch das Netz geschickt, wo sie sich eigenständig den schnellsten Weg zum intendierten Zielort suchen. Am Zielort angekommen, fügen sich die Datenpakete wieder zusammen. Das Internet als Netzwerk funktioniert nach dem *Client – Server* Prinzip; Computeranlagen bilden meistens die Server, die Ressourcen für das Netzwerk zur Verfügung stellen, und die Rechner der InternetnutzerInnen sind die Clients, die darauf zugreifen können. (vgl. Kaenders 2001: S 4)

Das Internet bestand jedoch auch schon in seinen Anfangstagen neben all den technischen Aspekten aus einer nicht unwesentlichen sozialen Komponente, deren Bedeutung vor allem im sozialwissenschaftlichen Kontext immer wieder akzentuiert wurde. Dementsprechend treten hinsichtlich des Internets und dessen sozialen Implikationen innerhalb der entsprechenden Fachliteratur schnell die BenutzerInnen des Internets in den Vordergrund: Es geht, in Anlehnung an die Definition von Hoffman/ Krol (1993), um eine Gemeinschaft die das Internet benutzt und dessen Infrastruktur weiterentwickelt ,sowie auf die Ressourcen, die ihnen das Netzwerk bietet, zugreift. (vgl. Hofmann/Krol 1993: o.S.) AutorInnen wie Kaenders (2001) sahen anfangs des 21. Jahrhunderts im Forschungsbereich allerdings noch die technischen Aspekte des Internet dominant den kulturellen und sozialen gegenübergestellt. Diese Diskrepanz zwischen den technischen und sozialen Elementen des Internets mündet nach wie vor nicht zuletzt in einer metaphorisch getränkten Sprache, die diesen Zwiespalt betont: So akzentuieren Begrifflichkeiten wie „Datenautobahn“ oder „Informationshighway“ die technischen Komponenten, wohingegen „Cyberspace“ und das „globale Dorf“ auf die

sozialräumlichen und kulturellen Aspekte verweisen. (vgl. Kaenders 2001: S 3ff.) Dabei ginge es, so Kaenders (2001), seit jeher beim Internet nicht nur lediglich um die Vernetzung von Computern, sondern auch um die der Menschen, die dadurch in Kontakt treten können, Meinungen und Informationen austauschen, und dies unabhängig von Zeit und Raum. Die Generierung und Bedeutung eines eigenen, spezifischen Sozialraumes wurde somit hervorgehoben. (vgl. Kaenders 2001: S 14) Andere AutorInnen wiederum betonten neben den sozialräumlichen Aspekten vor allem den Begriff der Kultur. Kultur, so Fasching (1997), ist alles was der Mensch in Auseinandersetzung mit der Natur mittels seiner geistigen und körperlichen Kräfte erschaffen hat. Daher stellt auch das Internet bei ihm eine Art neue Umwelt in Form einer Insel dar, in der neue Kulturgüter wie spezifische Sprache, eigene Kunstformen und Regelsysteme entstanden sind. (vgl. Fasching 1997: 38f.) So wird exemplarisch das „Zusammenleben“ innerhalb der Weiten des Internets hauptsächlich von den NutzerInnen selbst gestaltet. Im Laufe der Zeit hat sich so ein bestimmter Kodex entwickelt, die Netiquette, ein Kunstwort bestehend aus den Termini Network und Etikette, die selbstgesetzte Konventionen und Regeln im Internet beinhaltet. (vgl. Fasching/Podehl 1997: S 156) Allerdings ist die „Internetkultur“ in ihren fundamentalen Grundzügen stark vom westlichen Kulturkreis geprägt, da vor allem die U.S.A an der Bildung des Netzwerkes beteiligt war. Fasching (1997) sieht in der Internetkultur zwar nichts zur Gänze Neues, vielmehr handle es sich um eine Variation bedingt durch die digitale Umwelt. Dennoch sei es seiner Ansicht nach legitim von einer eigenen Kultur zu sprechen, da neue InternetnutzerInnen sich erst einleben müssten und einen gewissen Aufwand an Lernzeit investieren müssten um sich „einzuleben“. (vgl. Fasching 1997: S 48)

Aufbauend auf den eben erörterten sozialen und vor allem kulturellen Aspekten des Internets lässt sich bei Fasching (1997) eine Formulierung und Definition des Internets finden, die sowohl die technischen als auch soziokulturellen Komponenten vereint:

„Das Internet ist ein globales Netzwerk unterschiedlicher Computernetze, das, technisch hierarchisch aufgebaut, Daten mittels TCP/IP-Protokollierung, als selbststeuernde Pakete transportiert, um den Nutzern Programm-, Datei- und Informationsaustausch und gegenseitige Kommunikation, mittels verschiedener Dienste zu ermöglichen. Dieses Netzwerk ist ein von seinen Nutzern selbstverwaltetes System ohne zentrale Instanzen mit formell legitimer Sanktionsgewalt; das Miteinander vollzieht sich nach einem informellen dynamischen Regelwerk, das Teil einer gewachsenen Kultur ist. Die Nutzer sind darin in Subkulturen enkulturiert und grenzen sich über Kulturgüter nach außen ab.“
(Fasching/Podehl 1997: S 159)

Das Internet bestand seit jeher aus etlichen Diensten, die sich im Wandel befinden oder durch neue ersetzt werden.² Vor allem das *World Wide Web* gilt mittlerweile als der mit Abstand beliebteste Internetdienst, der im Jahr 1991 seinen Ursprung hat. Hierbei handelt es sich um ein Textsystem, welches mit einer graphischen Benutzeroberfläche arbeitet. Es basiert auf dem so genannten Hypertextkonzept und ermöglicht durch Knotenpunkte, auch als Links bezeichnet, eine nicht-lineare Verknüpfung von Dokumenten. Für die Darstellung und Fortbewegung innerhalb dieses Dienstes benötigt man einen Webbrowser. Aufgrund der multimedialen Eigenschaften des *World Wide Web* ist nicht nur eine textliche, sondern auch eine visuelle und akustische Informationsvermittlung in Form von Grafiken, Sounds, Videoclips etc. möglich. Beeindruckend war Kaenders (2001) damalige Weitsicht, als er den Trend erkannte, dass die verschiedenen Internetdienste sich zunehmend unter die einheitliche Benutzeroberfläche des Webbrowsers integrieren würden. Mittelfristig, so seine damalige Einschätzung, würden die meisten Dienste über das *World Wide Web* nutzbar sein. (vgl. Kaenders 2001: S 7f.) Und er sollte recht behalten, denn ein paar Jahre später wurde die Tendenz innerhalb des Internets, die unter anderem zu einer vereinfachten Bedienung der Internetdienste innerhalb des Webbrowsers führte und dadurch den „sozialen Durchbruch“ des Internets begünstigte, namentlich durch Begriffe wie Web 2.0, Social Web und Social Software festgehalten. Dadurch wurde das Internet nun auch terminologisch explizit sozial und die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Internet und dessen NutzerInnen durch diverse Studien intensiviert.

² An dieser Stelle wird von einer Nennung diverser Internetdienste abgesehen und vielmehr auf die angeführte Literatur verwiesen. Eine ebenfalls korrekte und aktuelle Darstellung der diversen Internetdienste lässt sich im Online-Nachschlagewerk Wikipedia finden unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Internetdienste> am 1/2/2011

2.2: Web 2.0: Revolution oder Evolution des Internets ?

Verfolgte man aufmerksam die mediale Berichterstattung der letzten Jahre im Bereich Internet und Technik, so dürfte einem/er aufmerksamen LeserIn die Bezeichnung Web 2.0 durchwegs vertraut erscheinen. Doch nicht nur in der Alltagskultur von technikaffinen Menschen hat sich der Begriff verbreitet und etabliert, auch in der Literatur mit wissenschaftlichem Anspruch wird häufig von „dem Web 2.0“ gesprochen, obwohl dieser Begriff, wie im Zuge dieses Kapitels noch dargelegt wird, wenig konturiert zu sein scheint. In Folge dessen lassen sich bei vielen AutorInnen immer wieder recht signifikant unterschiedliche Semantiken und Dimensionen des Begriffes finden. Diese Multidimensionalität lässt sich genau genommen sogar bis auf dessen geschichtliche Genese zurückführen, die schon seit jeher die Kohäsion mehrerer Dimensionen, sei es aus Bereichen der Technik oder der Wirtschaft, betont.

Der Begriff Web 2.0 entstand, historisch betrachtet, während eines Brainstormings zwischen dem O'Reilly Verlag und MediaLive International. Das Internet sei durch das Platzen der so genannten Dotcom- Blase aus dem Jahre 2000 nicht zusammengebrochen, sondern im Gegenteil, heutzutage wichtiger denn je. Der Wandel des Internets seit diesem Zeitpunkt wurde mit dem Schlagwort Web 2.0 festgehalten. Auf einer speziell für den Begriff Web 2.0 eingeräumten Konferenz im Jahre 2004 wurde der „Mythos“ offiziell geboren und verbreitete sich daraufhin rasant im Internet und wurde somit bald zu einem Oberbegriff für die Veränderungen im World Wide Web. (vgl. Ebersbach et al. 2008: S 23) Tim O'Reilly (2005a) versuchte daraufhin den durch ihn ins Leben gerufenen Begriff in einigen zentralen Punkten zu erfassen und ihm dadurch Kontur zu verleihen. (vgl. O'Reilly 2005a: o.S.) Im weiteren Verlauf des Jahres 2005 veröffentlichte Tim O'Reilly dann schließlich eine kompakte Definition dessen, was denn nun seiner Ansicht nach unter Web 2.0 zu verstehen sei:

„I said I'm not fond of definitions, but I woke up this morning with the start of one in my head: Web 2.0 is the network as platform, spanning all connected devices; Web 2.0 applications are those that make the most of the intrinsic advantages of that platform: delivering software as a continually-updated service that gets better the more people use it, consuming and remixing data from multiple sources, including individual users, while providing their own data and services in a form that allows remixing by others, creating network effects through an "architecture of participation," and going beyond the page metaphor of Web 1.0 to deliver rich user experiences.“ (O'Reilly 2005b: o.S.)

Das Web 2.0 offenbarte sich somit bereits in seinen Ursprüngen als ein Konglomerat an Attributen rund um den Internetdienst des World Wide Web, da augenscheinlich viele differente Aspekte, wie die der Technik, der Vernetzung und der Verbreitung der Software, von Anfang an unter diesem Begriff subsumiert wurden. Generell beschreibt der Begriff Web 2.0 vielmehr wohl eher ein Phänomen, welches sich auf die Veränderungen aufgrund der technischen Entwicklung in Bezug auf die Nutzungsmöglichkeiten des World Wide Web bezieht. Innerhalb vieler Publikationen verkommt der Begriff daher aufgrund seiner „Flexibilität“ zunehmend zu einem Schlagwort, dem immer wieder vermeintlich beliebig gewisse Inhalte zugeschrieben werden. Dem Begriff Web 2.0 mangelt es offenbar an seiner inneren Kohärenz und daran setzt auch meistens die zentrale Kritik in der wissenschaftlichen Literatur an. So werden nach Ebersbach et al. (2008), abhängig von der jeweiligen Perspektive, auch ökonomische, technische und auch rechtliche Aspekte dem Terminus Web 2.0 untergeordnet. Web 2.0 sei daher ein wenig konturierter, unscharfer Begriff, der zudem unter einer starken Kommerzialisierung leide und daher ihrer Ansicht nach nicht als Terminus technicus für wissenschaftliche Publikationen geeignet sei, auch wenn er aktuell in wissenschaftlichen Publikationen gerne als ideengebendes Schlagwort Verwendung findet. Des Weiteren benutzen zahlreiche Firmen diesen Begriff um ihre Produkte und Dienstleistungen zu bewerben, um vermehrt öffentliches Interesse auf sich zu ziehen, was dem Ausdruck Web 2.0 noch zusätzliche Unschärfe verleiht. Beim Begriff Web 2.0 handle es sich keineswegs um eine neue technische Innovation, die das World Wide Web ersetzt hat, vielmehr spielt der Begriff auf eine „gefühlte“ Veränderung in den letzten Jahren an. Es handelt sich demnach nach Ansicht der AutorInnen eher um eine evolutionäre Weiterentwicklung des Internetdienstes als um eine neue überarbeitete Revision dessen. (vgl Ebersbach et al 2008: 23f.)

Tom Alby (2007) verweist ebenfalls auf die scheinbar endlose Elastizität des Begriffes Web 2.0. Der Begriff beinhalte so mannigfaltige Prinzipien, von denen sich viele Parteien oftmals nur Facetten herausnehmen würden. Generell schwanke die Meinung über das Web 2.0 zwischen zwei Extremen: einer absoluten, beinahe schon „abgöttischen“ Bejahung oder der Negierung in Bezug auf dessen Existenz. Auf der einen Seite sei es nicht zu verleugnen, dass sich das Internet in den letzten Jahren gravierend verändert hat und Menschen haben für Veränderungen nun eben einmal gerne Begrifflichkeiten. Zudem gab es damals keine Terminologie die den Wandel des Internets erfassen hätte können. Irgendwie scheine diesem Schlagwort, so Alby (2007), eine besondere Attraktivität inne zu wohnen und es schaffe dennoch das Phänomen im Wesentlichen zu erfassen, da sich dieses ansonsten wohl kaum so rasch und weit verbreitet hätte, obwohl sicherlich der Umstand, dass dieser Begriff aus dem anerkannten Verlag von Tim O'Reilly kam, durchaus hilfreich gewesen sei. Auf der anderen Seite gibt es nach Ansicht des Autors Probleme bezüglich der Nomenklatur der Softwareentwicklung, der Versionsnummer, die für das Schlagwort Web 2.0 übernommen wurde. Versionsnummern in der Software- Welt suggerieren Veränderung und Verbesserung. Zudem implizieren diese, da die Software schließlich weiterentwickelt wurde, dass dieser auch ein entsprechender Erfolg, sei es in finanzieller oder kommerzieller Hinsicht, zugrunde liegt. Diese Aspekte mögen zwar durchwegs zutreffend sein, das Problem gründet sich allerdings nach Alby (2007) in der Tatsache, dass es niemals ein Web 1.0 gegeben hat. Vielmehr wurde diese Bezeichnung dem Phänomen einfach übergestülpt um es erfassen zu können. Versionsnummern und Releases werden von genauer Hand meist akribisch durchgeplant, wann welche Version erscheint, welche Inhalte und Veränderungen sie besitzt. Dies trifft beim Phänomen Web 2.0 allerdings nicht zu, denn viele Inhalte, die man unter diesem Begriff subsumiert, erschienen erst im Laufe der Zeit. Von daher sei es unklar, so Alby (2007), in welcher Versionsnummer wir uns gerade befinden würden. Zudem stehe der Begriff ja nicht nur rein für die technologischen Aspekte der Weiterentwicklung, sondern für jede Weiterentwicklung innerhalb und außerhalb des Netzes, wie das soziale Phänomen der Partizipation oder die wirtschaftlichen Aspekte. Die fehlende Autorität und die daher unverbindliche Definition haben nach Alby (2007) diesen Begriff zu einem Schlagwort für die Werbebranche werden lassen. Andere Kritiker des Begriffes wiederum meinen „alten Wein in neuen Schläuchen“ in diesem zu entdecken, da nicht alles am Web 2.0 neu sei. Die Frage in Bezug auf die Gültigkeit des Wortes Web 2.0 ist nach Ansicht des Autors demnach ob man das Althergebrachte als neu ansehen kann, weil es unter anderen

Bedingungen genutzt wird. (vgl. Alby 2007: S 17f.)

In diesem Sinne stellt auch Jan Schmidt (2008) an und für sich nicht in Frage, dass das World Wide Web zunehmend zum universalen Internetdienst wird, die Entwicklung stehe jedoch in einer längerfristigen Tradition, schließlich greifen auch Web 2.0 Dienste auf Internetanwendungen zurück, die in den 70er Jahren entstanden sind, wodurch demnach nur schwerlich von einem Versionssprung ausgegangen werden könnte (vgl. Schmidt 2008: S 21). Trotz aller Kritik innerhalb der scientific community lassen sich dennoch in den verschiedensten Publikationen, auch jenen mit wissenschaftlichen Anspruch, immer wieder Definitionen von Web 2.0 finden, die gerade unterschiedliche Aspekte, meist nach pragmatischen Nutzen, betonen. So wird bei Sabine Haas et al. (2007) dem Schlagwort Web 2.0 aufgrund der fehlenden Allgemeingültigkeit einer Definition daher etwas Kontur verliehen und das Phänomen für ihre Studie eingegrenzt. In der Studie ging es darum Aspekte der Nutzung des Webs 2.0 zu eruieren und diese in NutzerInnenprofilen festzuhalten. Bei Haas et al. (2007) wird das Web 2.0 vor allem über die Software definiert:

„Der Begriff beschreibt alle Internetapplikationen, die hohe Gestaltungs- und Kommunikationsmöglichkeiten für den User bereitstellen. Damit unterscheidet sich das Web 2.0 vom Web 1.0 durch ein anderes Selbstverständnis des Internets, durch die intensive Einbindung des Nutzers in die Gestaltung der Inhalte und durch die Dialoge.“ (Haas et al. 2007: S 215).

Für Martin Fisch und Christoph Gscheidle (2008) wiederum wird das Web 2.0 durch einen Wandel im Umgang mit dem Internetdienst World Wide Web definiert. Das „Mitmachnetz“, so wie die AutorInnen es nennen, stehe für vielfältige Möglichkeiten der Partizipation. Grund hierfür sei die vereinfachte Bedienung, die es BenutzerInnen ermöglicht Inhalte beizutragen in Form von Publikation eigener Kommentare, einfacher Vernetzung oder der Beteiligung an Foren. Verantwortlich dafür sind „intelligente Softwarelösungen“, die Social Software genannt werden und die hinter diesen Webseiten stehen. Natürlich gibt es noch die klassischen Internetdienste außerhalb des „Mitmachnetzes Web 2.0“ und sie werden auch weiterhin benutzt, doch vor allem Teenager und Jugendliche nehmen nach den AutorInnen dieser Studie die Angebote des Webs 2.0 gerne an. Virtuelle Communities wie StudiVz oder Facebook integrieren

Funktionen wie Chat und E-Mail, womit die Grenzen zwischen den klassischen Anwendungen und denen des Web 2.0 zunehmend fließend sind. (vgl. Fisch/Gscheidle 2008: S 356) Wie dargelegt, vermag der Begriff des Webs 2.0 aufgrund des fehlenden Definitionsrechts nicht den Wandel des Internets hin zu einem sozialen Handlungs- und Kommunikationsraum ausreichend zu beschreiben und einzugrenzen. Zu viele Aspekte und Dimensionen werden in diesem vereint oder je nach pragmatischem Nutzen auf gewünschte Bereiche reduziert. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung bedarf es jedoch einer etwas konsistenteren und akzentuierteren Eingrenzung zur Bestimmung des Forschungsobjektes. Es gilt in dieser Arbeit daher die Aspekte der sozialen Interaktion und der Partizipation der InternetnutzerInnen, die ebenfalls häufig unter dem Begriff Web 2.0 subsumiert werden, zu elaborieren und zu betonen, sowie im wissenschaftlichen Kontext einzubetten. Dies soll im Folgenden anhand zweier zentraler Begrifflichkeiten innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses über den virtuellen Sozialraum geschehen: dem des Social Web und der Social Software.

2.3: Social Web und Social Software

In den letzten Jahren hat sich innerhalb der Internetforschung vor allem im Zuge der Etablierung des Internets als Handlungs- und Kommunikationsraum der Begriff des Social Web herausgebildet. Welchen Nachhall der Begriff Web 2.0 dabei nach wie vor auf den wissenschaftlichen Diskurs hat, lässt sich anhand der Definition und der Kategorisierung von Social Web sehr gut erkennen. So sehen AutorInnen wie Ebersbach et al. (2008) das Social Web als eine Subkategorie des Web 2.0 an (vgl. Ebersbach et al. 2008: S 29), wohingegen Schmidt (2008) für eine Substitution dessen durch das Social Web eintritt. (vgl. Schmidt 2008: S 22) Zum einen, so Schmidt (2008), enthalte der Begriff Social Web keine Unterscheidung in zeitliche Phasen und verweise zudem auf den Internetdienst des World Wide Web als zunehmend universalen Dienst des Internets. Zum anderen aber würde vor allem der soziale Charakter des Internetbereiches betont, der Kommunikation und aufeinander bezogenes Handeln zwischen den NutzerInnen fördert und daher über die Mensch- Maschine Interaktionsrelation hinausgeht. (vgl. Schmidt 2008: S 22) Auch andere AutorInnen wie Johan Schneider (2008) betonen die aktive Anteilhabe der NutzerInnen als zentrales Element des Social Web. So stellen nach Schneider (2008) die Partizipationsmöglichkeiten das zentrale Paradigma des Social Webs dar. Die Ursprünge dieser Idee ließen sich zwar bis zu den Anfangstagen des World

Wide Webs rekonstruieren, jedoch erhielten sie erst in den letzten paar Jahren eine breitenwirksame Resonanz. Erst jetzt, so Schneider (2008), scheint der Internetdienst des World Wide Web tatsächlich interaktiv geworden zu sein. Zudem haben geringere Zugangsbarrieren, gestiegenes technisches Vorwissen und vermehrt leistbare Kosten für Breitbandanschlüsse zu einer großen Anzahl an NutzerInnen und sozialen Inhalten geführt (vgl. Schneider 2008: S 116f.). Das Social Web steht demnach, Nomen est Omen, ganz im Zeichen der UserInnen und ihrer Interaktionen. Zusätzlich zum sozialen Beziehungsgeflecht treten dann bei manchen AutorInnen noch weitere Aspekte, wie die Software und die durch die NutzerInnen des Social Web generierten Daten, in Erscheinung. So setzt sich nach Ebersbach et al. (2008) das Social Web aus folgenden Komponenten zusammen:

- *„(im Sinne des WWW) webbasierten Anwendungen, die für Menschen den Informationsaustausch, den Beziehungsaufbau und deren Pflege, die Kommunikation und die kollaborative Zusammenarbeit in einem gesellschaftlichen oder gemeinschaftlichen Kontext unterstützen, sowie*
 - *den Daten, die dabei entstehen und*
 - *den Beziehungen zwischen Menschen, die diese Anwendungen nutzen.“*
- (Ebersbach et al. 2008: S 31)

Ebersbach et al. (2008) differenzieren die Applikationen des Social Web in vier wesentliche Funktionalitätsbereiche: Informationsaustausch, Beziehungspflege, Kommunikation und kollaborative Zusammenarbeit. Beim Informationsaustausch geht es vor allem um den so genannten user generated content, den Inhalt von Objekten und Daten, den InternetnutzerInnen publizieren und auf den andere zugreifen können. Die Bandbreite erstreckt sich hierbei von subjektiven Meinungen und Erkenntnissen bis hin zu multimedialen Dateien. Die zwischenmenschlichen Verbindungen stehen hingegen beim Beziehungsaufbau und dessen Pflege im Vordergrund. Bekanntschaften aus dem realen Leben werden im Netz wiedergefunden und gepflegt, neue Kontakte geschlossen und Informationen über sie gewonnen. Unter der kollaborativen Zusammenarbeit wird hier die Sammlung und Herstellung von Wissen, Erkenntnissen und Aussagen verstanden. Etliche Individuen „gruppieren“ sich rund um ein Thema, beziehungsweise eine Thematik, und bearbeiten diese gemeinsam. Kommunikation bezieht sich bei Ebersbach

et al. (2008) auf den Austausch von Mitteilungen zwischen Personen, wobei Kommunikation einen gewissen Anteil an allen Anwendungen des Social Web hat, auch wenn dieser von Anwendung zu Anwendung jeweils differenziert. (vgl. Ebersbach et al. 2008: S 34) Schmidt (2008) trifft eine ähnliche Unterteilung der Anwendungen, jedoch verzichtet er auf die Dimension der Kommunikation und führt anstatt des kollaborativen Aspekts das Identitätsmanagement an. Darunter versteht Schmidt (2008) die Selbstdarstellung in den unterschiedlichen Anwendungen des Social Web. Aspekte der eigenen Person werden anderen NutzerInnen des Social Web zugänglich gemacht. Dies kann diverse Dinge wie die Publikation eines Urlaubsvideos, Meinungsbeiträge in akustischer oder graphischer Form, sowie auch ganz simple persönliche Datenangaben wie das veröffentlichen eines beruflichen Lebenslaufes auf einer Plattform beinhalten. (vgl. Schmidt 2008: S 24)

Insgesamt lassen sich bei den AutorInnen, die sich mit dieser Thematik befassen, immer wieder unterschiedliche Klassifikationen hinsichtlich der Anwendungen, die in der fachspezifischen Literatur auch als Social Software bezeichnet werden, finden.³ Die Bezeichnung Social Software hatte seinen Ursprung in den frühen 90-er Jahren, bekannt wurde sie letztlich durch die von Clay Shriky organisierte Tagung „Social Software Summit“ in New York im November 2002. Allerdings gibt es bisher keine allgemeingültige Definition dessen, was unter Social Software verstanden werden könnte, was unter anderem durch das doch noch recht junge Technologiefeld an sich herrührt. Aufgrund dieses Umstandes variiert dementsprechend die Bandbreite der Anwendungen, die als Social Software bezeichnet werden. Diese können E-Mails mit Verteilerlisten umfassen bis hin zu so genannten Online Multiplayer Games. (vgl. Hippner 2006: S 7f.) Seit dem Jahr 2002 lässt sich zunehmend eine spezifischere Definition von Social Software in der wissenschaftlichen Literatur eruieren, die sich vorwiegend auf die Anwendungen des World Wide Web bezieht. (vgl. Richter Koch 2007: S 7; sowie auch Ebersbach et al. 2008: S 29; Hippner 2006: S 7) Daher wird im Rahmen dieser Arbeit von einer Definition von Social Software ausgegangen, die ausschließlich Anwendungen des Internetdienstes des World Wide Web umfasst. Richter/Koch (2007) definieren unter den bisher angeführten Rahmenbedingungen Social Software wie folgt als:

³ Eine weitere Klassifikation von Social Software lässt sich u.a. finden bei: Müller, Claudia/Dibbern, Peter (2006): Selbstorganisiertes Wissensmanagement in Unternehmen auf Basis der Wiki-Technologie – ein Anwendungsfall. In: Hildebrand, Knut/Hofmann, Josephine (Hrsg.): Social Software. Einsatz- und Nutzenpotenziale, Web 2.0 im Kundenmanagement, Mobile Social Software, Wissensmanagement mit Wikis, Social Internet, Wikipedia in der Aus- und Weiterbildung, Mobile Communities. Heidelberg: dpunkt-Verlag, S 46; sowie Hippner (2006); S 9

„Anwendungssysteme, die auf Basis neuer Entwicklungen im Bereich der Internettechnologien und unter Ausnutzung von Netzwerk- und Skaleneffekten, indirekte und direkte zwischenmenschliche Interaktion (Koexistenz, Kommunikation, Koordination, Kooperation) auf breiter Basis ermöglichen und die Beziehungen ihrer Nutzer im World Wide Web abbilden und unterstützen.“ (Richter/Koch 2007: S 8)

Wie beim Social Web stehen auch bei der Social Software vor allem die Beziehungen der NutzerInnen im Vordergrund. Social Software soll diese (im Rahmen des World Wide Web) ermöglichen, sei es im Kontext von Kommunikation, Kollaboration, Kooperation oder sonstigen Formen von sozialer Interaktion innerhalb der Welten des World Wide Web. Im Gegensatz zum Social Web, wo neben den technischen Aspekten der Anwendungen auch das soziale Beziehungsgeflecht sowie die dadurch generierten Daten von Bedeutung sind, steht bei Social Software vor allem die technische Seite im Vordergrund, die das Social Web an sich erst ermöglicht und für die Sozial- und Kulturwissenschaften zum Untersuchungsgegenstand werden lässt. Social Software offenbart sich somit als ein integraler Bestandteil dessen, was unter Social Web verstanden wird. Ein weiterer Hinweis wie eng Social Software mit dem Begriff Social Web zusammenhängt, lässt sich an Hippners (2006) Prinzipien für Social Software erkennen, die von Ebersbach et. al. (2008) auf das Social Web appliziert werden. So steht nach den AutorInnen das Social Web als auch Social Software für eine Reihe spezifischer Merkmale, die sich auf die sozialen Interaktionen der NutzerInnen untereinander über das World Wide Web beziehen:

1. *Im Mittelpunkt steht das Individuum bzw. die Gruppe:* Hierbei geht es vor allem um die unterstützende Funktion der Software, die beim Beziehungsaufbau und der Gestaltung von Beziehungen behilflich sein soll
2. Beziehungen, Personen, sowie Inhalte und Daten sollen für alle transparent gemacht werden.
3. *Fokus liegt auf der Verknüpfung von Informationen:* einzelne Informationen verlieren an Relevanz, die Verknüpfung der Informationen und die daraus generierten Strukturen werden zentral – es entsteht eine Art kollektives Wissen.

4. *Soziales Feedback (Rückkopplung) durch so genannte Social Ratings:* Beiträge und Informationen können oftmals kommentiert und bewertet werden. Man „erarbeitet“ sich durch Aktivität und Inhalt der Beiträge einen gewissen Stellenwert innerhalb der entsprechenden virtuellen Community (Reputation)
5. *Grundidee der Selbstorganisation:* Verhaltensregeln- und Normen werden durch die BenutzerInnen generiert und nicht durch die Software (Plattform) vorgegeben.
6. *Gruppenkommunikation:* Das Individuum integriert sich in die Gruppe. Die Kommunikation findet meistens nach dem one to many Prinzip statt und nur selten zwischen zwei einzelnen Individuen. (vgl. Hippner 2006: S 7f; vgl. auch Ebersbach et al. 2008: S 31f.)

Im Laufe der letzten Jahre sind etliche Social Software Anwendungen entstanden und haben sich adäquat zum technischen Fortschritt weiterentwickelt. Eine dezidierte Auflistung der Anwendungen würde den Rahmen dieser Arbeit vermutlich sprengen, daher wird an dieser Stelle auf eine grobe Einteilung von Social Software nach ihren Prototypen von Ebersbach et al. (2008) verwiesen. Ebersbach et al. (2008) verorten 4 zentrale Prototypen von Social Software Anwendungen:

- *Wikis:* Diese Anwendungen fokussieren auf die Zusammenarbeit bei der Erstellung von Texten. Ziel ist es, Inhalte gemeinsam zu schreiben, wobei die Sache an sich im Zentrum steht und daher die AutorInnen an sich kaum erkennbar sind.
- *Blogs:* Blogs sind persönlich angefärbte Journale. Sie werden häufig von Einzelpersonen geführt und beziehen sich oftmals auf tagespolitische Themen. Durch die Vernetzung der einzelnen Blogs entsteht eine Art Gemeinschaft.
- *Social-Network-Dienste:* Diese Anwendungsformen dienen der Beziehungspflege und dem Aufbau von Netzwerken. Hierbei gibt es noch Unterschiede hinsichtlich der Zielgruppen, die angesprochen werden sollen. So sprechen beispielsweise manche Onlinenetzwerke StudentInnen an, andere wiederum Geschäftsleute.

- Als *Social Sharing*, oder gelegentlich auch *objektzentrierte Software*, werden Anwendungen bezeichnet, die sich mit der Bereitstellung und dem Tausch von digitalen Inhalten befassen. Als Beispiele zu nennen wären hier nach Ebersbach et al. (2008) in diesem Fall Videos, Bilder oder so genannte Bookmarks. (vgl. Ebersbach et al. 2008: S 33)

Die Sozialwissenschaften haben somit, wie auf den vorangegangenen Seiten dargelegt, in den letzten Jahren den virtuellen Raum als Sozialraum zunehmend für sich erschlossen und begonnen, ihn zum Gegenstand wissenschaftlicher Analysen werden zu lassen. Mittlerweile offenbart sich das Internet als ein Ort reger Kommunikation und Interaktion, der zunehmend zu einem integralen Bestandteil an alltäglich praktizierter Kommunikation wird. Jedoch wird innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung nicht nur dem virtuellen Sozialraum vermehrt Aufmerksamkeit gewidmet. Generell wurde der Raum innerhalb der diversen wissenschaftlichen Disziplinen als Kategorie wiederentdeckt. Diese Revalorisierung und Betonung des Räumlichen, beziehungsweise der Räumlichkeit, wird innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses mit dem Begriff des Spatial Turns versehen und diskutiert.

3.0: Soziale Arbeit und der (virtuelle) Sozialraum

Eine sozialpädagogische Arbeit, die sich mit virtuellen Räumen in Form von Sozialräumen auseinandersetzen will, hat die „Bürde“ des Raumes bereits im Titel zu tragen. Wie im vorangegangenen Kapitel angeklungen, ist die Idee und Konzeption des virtuellen Raumes als Sozialraum keineswegs neu. Bereits AutorInnen wie Kaenders (vgl. Kapitel 1.1) sahen im Internet einen Sozial- und Kulturraum, allerdings ohne die theoretischen räumlichen Implikationen zu explizieren, vielmehr wurde der Raumbegriff etwas inflationär verwendet. Mit der Bezeichnung Social Web wurde der virtuelle Raum schlussendlich endgültig aus sozialwissenschaftlicher Perspektive „sozial okkupiert“ und die Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten der Menschen über dieses Medium ins Zentrum des Interesses manövriert. Jedoch wird aktuell innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung nicht nur dem virtuellen Raum vermehrt Aufmerksamkeit „gewidmet“, vielmehr ist generell seit den 90er Jahren der Trend zum Raum innerhalb der diversen Disziplinen festzustellen, weshalb man oftmals von einem so genannten Spatial Turn innerhalb der sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächer

spricht. Es „räumelt“ also in einem gewissen Sinne in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Nicht selten wird dann in Beiträgen zum Topos Raum und Räumlichkeit auf Michel Foucault (1992) zum Einstieg verwiesen, der einleitend in seinem Artikel „*Andere Räume*“ von einer Epoche des Raumes spricht, einer Zeit des Simultanen, des Nahen und Fernen, des Beieinanders und der Diaspora. Die Welt erfahre sich nach Foucault (1992) nicht mehr alleinig durch ein zeitlich linear entwickelndes Leben, sondern vielmehr als ein Netz, welches durch Punkte miteinander verbunden ist. (vgl. Foucault 1992: S 34) Auch die Soziale Arbeit, so wird sich im Laufe dieses Kapitels zeigen, hat ihren eigenen Spatial Turn, in dem der virtuelle Sozialraum momentan allerdings eher ein Schattendasein fristet. Und dies, obwohl die Prämisse im Zuge des Spatial Turns innerhalb der Sozialen Arbeit nur ein Ziel verfolgt: die Orientierung am Sozialraum.

3.1: Die wiederentdeckte Rede vom Raum: der Spatial Turn

Jörg Döring (2010) sieht vor allem zwei Entwicklungen als charakteristisch an, die sich unter dem Begriff des Spatial Turns subsumieren lassen. Zum einen stehe die Bezeichnung des Spatial Turns für eine Revalorisierung, also eine Wiederbetonung der Bedeutung von Raum und Räumlichkeit im Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften. Zum anderen wird unter Spatial Turn die Wiederentdeckung der Humangeographie als Initialzündung für transdisziplinäre Debatten hinsichtlich des Raumbegriffes verstanden. (vgl. Döring 2010: S 90) Die Entstehung des Begriffes wird mit dem Jahr 1989 datiert und im Werk „*Postmodern Geographies*“ des Humangeographen Edward W. Soja erstmals explizit als Terminus technicus verwendet. Für Soja galt dieser Begriff nach Ansicht einiger AutorInnen ursprünglich viel mehr als eine Art Verständigungsbegriff ohne jeglichen paradigmatischen Anspruch. Er verortete einen „Spatial Turn“ innerhalb der kritischen Sozialtheorie und brachte somit seine eigene Forschungsdisziplin in Bezug auf Raumfragen innerhalb anderer Disziplinen ins Gespräch. (vgl. Döring 2010: S 90; vgl. auch Döring/Thielmann 2008: S 7) Intentional ging es Soja dabei primär um die Aufwertung des eigenen Untersuchungsgegenstandes: den des Raumes. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die Relevanz des Raumes zunehmend durch die Kategorie der Zeit verdrängt. Soja wollte durch die Aufwertung der Kategorie des Raumes die Unterschiede im Diskurs zwischen Raum und Zeit nivellieren, da er beide gleichermaßen konstitutiv für den humanen Weltbezug hielt. (vgl. Döring 2010: S 90; Hilger 2011: S 26)

Obwohl innerhalb der Forschung Einigkeit hinsichtlich der Aufwertung der Kategorie Raum gegenüber dem vermeintlichen Primat der Zeit bei Soja herrscht, lassen sich Diskrepanzen bezüglich des von Soja verwendeten Raumbegriffes eruieren. Während Hilger (2011) darauf hinweist, dass Sojas Raumbegriff die geographisch- räumliche Interpretation von Raum zu überwinden versucht, da diese nicht mehr ausreicht, um die durch die Globalisierung vorangetriebenen Wandlungsprozesse zu analysieren und rekonstruieren (vgl. Hilger 2011: S 25f.), weist Döring (2010) darauf hin, dass vor allem die Wiederbelebung des Raumes durch Soja als moderater geographischer Materialismus innerhalb der Kultur- und Sozialwissenschaften rezipiert wird und dies womöglich als einziges gemeinsames Merkmal des Spatial Turns innerhalb der Kultur- und Sozialwissenschaften angesehen werden kann. (vgl. Döring 2010: S 93)

Oftmals schwanken die aktuellen Raumdebatten im wissenschaftlichen Raumdiskurs zwischen diesen beiden diametralen Polen. Ein physischer, materieller und bereits existenter Raum steht einer Auffassung von Raum gegenüber, die dessen Konstruierbarkeit und somit Relativität betont. Diese unterschiedlichen Raumauffassungen zeigen sich, passend zum thematischen Bezug dieser Arbeit, exemplarisch in der wissenschaftlichen Interpretation der Wirkung von Kommunikationstechnologien, wie jene des virtuellen Raumes, auf den physischen Raum. Durch die durch Kommunikationstechnologie induzierte medientechnische Revolution verändere sich nach Christina Hilger (2011) die Bedeutung von Raum in Hinblick auf die gesellschaftlichen Prozesse durch den veränderten Bezug von Raum und Zeit. Die neuen Technologien ermöglichen neue Erfahrungsebenen wie die Überwindung von großen Distanzen innerhalb kürzester Zeit, Bilokalität bei der Nutzung des Internets und den synchronen Zugriff auf Daten von den differentesten Orten dieser Welt. Diese neuartige Beschaffenheit der Gleichzeitigkeit und des Nebeneinanders ließe sich eben nun mehr nicht mehr alleinig mit der Kategorie Zeit erklären, vielmehr resultiere daraus die Notwendigkeit räumliche Konfigurationen und soziale Ordnungen neu zu bestimmen, um gesellschaftliche Konstitutionsprozesse weiterhin beschreibbar zu machen. (vgl. Hilger 2011: S 26f.) Andere Stimmen, vor allem in der Globalisierungsdiskussion, reden von der Vernichtung und des Verschwindens von Raum durch das Internet. Jedoch ist die These vom Verschwinden des Raumes bedingt durch Kommunikationstechnologie nach Markus Schroer (2008) keineswegs neu. Vielmehr ist sie ein treuer Freund und Wegbegleiter, der sich beim Aufkommen eines jeden neuen Transport- und Kommunikationsmediums

finden lässt. Diese These ließe sich bereits in Bezug auf den Schreibtelegraphen und den Zug wiederfinden und ist nicht zuletzt seitdem ein stetig wiederauftretendes Thema innerhalb der Medien- und Kommunikationsforschung. (vgl. Schroer 2008: S 127)

Diese beiden gegensätzlichen Betrachtungsweisen von Raum bezüglich der „Vernichtung, beziehungsweise des „Verschwindens“ von Raum und der durch Kommunikationstechnologie und Globalisierung notwendig gewordenen Neukonfiguration des Räumlichen stehen nach Schroer (2008) im wissenschaftlichen Diskurs zeitgleich und gleichberechtigt einander gegenüber. Im Sinne einer klassischen Modernisierungstheorie in Bezug auf Globalisierung wird Raum zunehmend zu einer irrelevanten Kategorie, da große Entfernungen mühelos überbrückt werden können und Grenzen mehr oder weniger überflüssig werden. Aus einer anderen Perspektive werden Grenzen und Räume nicht obsolet, sondern erfahren eine Veränderung und Entwicklung. Globalisierung führt in dieser Sichtweise zu einer neuen Aufteilung von Räumen und einem Aufbau von „neuen“ Räumen und Grenzen. (vgl. Schroer 2008: S 131f.) Trotz der Einigkeit der Zuwendung zum Raum innerhalb des Spatial Turns besteht also eine gravierende Divergenz hinsichtlich der räumlichen Konzeptionen. Diese unterschiedlichen und meist oppositionellen Raumverständnisse führen nach Hilger (2011) neben einer Diversifizierung von Raumkonzeptionen mitunter zu einer Spaltung raumtheoretischer Analysen. Es zeigt sich, dass der Raumbegriff als eine Kategorie um sich wandelnde soziale und gesellschaftliche Strukturen zu beschreiben, nicht einvernehmlich geklärt ist und je nach Raumkonzeption auch different gedacht wird. (vgl. Hilger 2011: S 27)

Allerdings herrschen auch Zweifel hinsichtlich der Konzeption eines einheitlichen Spatial Turns innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften. Somit stellt das Fehlen eines einheitlichen transdisziplinären Raumparadigmas für Döring und Thielmann (2008) einen zentralen Kritikpunkt bezüglich der Existenz eines Spatial Turns dar. Nahezu jede Disziplin habe nach Ansicht der Autoren mittlerweile ihre eigenen Spatial Turn ausgerufen und dieser würde auch innerdisziplinär diskutiert, allerdings mit einem Verweis auf ein imaginäres transdisziplinäres Raumparadigma, da sich ein solches nirgendwo wirklich begründet findet. Es scheint somit äußerst schwierig zu sein, ein gemeinsames Fundament für die vielen Spatial Turns auszumachen, womit man womöglich eben nicht von dem einen Spatial Turn als transdisziplinäres Raumparadigma

sprechen könnte. (vgl. Döring/Thielmann 2008: S 10f.) Andere AutorInnen wie Lippuner und Lossau (2010) zweifeln weniger an dem einheitlichen Raumparadigma eines Spatial Turns, als an dessen Innovationskraft. So stellen sie sich die Frage, ob der Spatial Turn historisch gesehen überhaupt neu sei, schließlich hatten bereits kultur- und sozialwissenschaftliche Theorien räumliche Vorstellungen bevor die „räumliche Wende“ ausgerufen wurde. Vor allem das nationalstaatliche Konstrukt wird von den AutorInnen als Beispiel genannt, denn auch heutzutage, im Zeitalter der Globalisierung, wird alles durch die nationalstaatliche „Brille“ betrachtet. Generell beschleicht die AutorInnen eher der Verdacht, dass die Welt vor der Globalisierung nicht weniger räumlich gewesen wäre, als es im gegenwärtigen Diskurs vermeintlich suggeriert wird. Vielmehr verdanke sich die neue räumliche Problemdimension daher weniger der empirischen Faktenlage als einem Umbruch im Denken: nämlich dass die Rede von der neuen räumlichen Problemdimension eben in erster Linie eine Rede über räumliche Problemdimensionen ist. (vgl. Lippuner/Lossau 2008: S 110f.) Zudem warnen die AutorInnen vor einer vermeintlichen „Raumfalle“, denn beim Versuch gesellschaftliche Phänomene über den Raumdiskurs zu erklären laufe man häufig Gefahr, das für die Erklärung dieser Phänomene zentrale Element auszublenden. So werden die sozialen und kulturellen Ursachen sozialer Praktiken häufig mit dem Verweis auf den Raum und die räumlichen Bedingungen unter den Teppich gekehrt und somit genau das verdeckt, was eigentlich durch eine kultur- und sozialwissenschaftliche Analyse hervorgehoben werden sollte. Die AutorInnen beziehen sich mit ihrer Kritik hierbei sowohl auf den materiellen, physischen Raum, als auch auf den auf Raummetaphern beruhenden relationalen und relativen Raumbegriff. (vgl. Lippuner/Lossau 2008: S 115)

Die Frage nach dem Raum, was er sei und wie er definiert werden könnte, ist allerdings eine Frage, die nicht erst im Zuge des Spatial Turns aufgekommen ist. Vielmehr ist die Frage nach dem Raum eine sehr „klassische Fragestellung“, die bereits von den Gelehrten und Philosophen der Antike bearbeitet wurde. Sowohl in der Philosophie, als auch in naturwissenschaftlichen Disziplinen wie der Mathematik, der Physik oder gar der Astronomie, erfuhr der Raumbegriff immer wieder eine grundlegende Transformation hinsichtlich seiner Bedeutung und Definition. (vgl. Hilger 2011: S 28) Genau jene wissenschaftlich- historischen Raumordnungen aus den Bereichen der Philosophie und der Naturwissenschaften bilden nach Markus Schroer (2006) sozusagen das „Fundament“ der aktuellen Raumdebatte innerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen, da sie die basale

Grundlage für die aktuell diskutierten Raumbegriffe innerhalb der Sozialwissenschaften bilden. (vgl. Schroer 2006: S 28) Vor allem zwei Raumordnungen haben die Definition dessen, was denn nun Raum sei, in der Vergangenheit wesentlich geprägt. Es handelt sich hierbei um zwei Gegenpole, zwei diametrale Auffassungen von Raum, die auf divergenten Grundverständnissen beruhen. Der absolute Raumbegriff geht von einem bereits gegebenen und existenten Raum aus. Ein relativistisches Verständnis von Raum betont hingegen eben gerade erst dessen Konstruierbarkeit durch diverse Aktivitäten, Konstellationen und Handlungen. (vgl. Hilger 2011: S 29) Aus diesem Grunde werden nun anschließend diese im Zuge des Spatial Turns wieder „entdeckten“, betonten und diskutierten Raumordnungen, auf die implizit neuere Diskurse über den Raum aufbauen, vorgestellt, erörtert und hinsichtlich ihrer historischen Genese vorgestellt. Des Weiteren soll noch auf das relationale Raumverständnis Bezug genommen werden, welches die konträren Positionen des absoluten und relativistischen Raumverständnisses zu einem Raumverständnis zu einen versucht. Vor allem auch die raumtheoretische Beschaffenheit des virtuellen Raumes, sowie die Ansichten und Definitionen dessen, was denn nun ein Sozialraum sei und dessen inhärente Qualität denn nun ausmache, lassen sich durch diese Raumkonzeptionen transparenter darstellen und dadurch besser nachvollziehen.

3.2: Raumordnungen

3.2.1: Absoluter Raumbegriff/ der Container-/Behälterraum

Obwohl, wie bereits erwähnt, schon in der Antike die Auseinandersetzung mit der Fragestellung nach dem Raum aufgekommen ist, findet eine verstärkte Rezeption des Raumes und dessen theoretischen Konzeptionen innerhalb der Wissenschaft erst seit den 90-er Jahren im Rahmen des so genannten Spatial Turns in einem intensivierten Maße statt. Ein möglicher Grund für diese eher zurückhaltende Auseinandersetzung mit dem Raum mag nach Kessl und Reutlinger (2007) zum einen in der simplen Tatsache begründet sein, dass menschliches Handeln schon immer räumlich gewesen ist und von daher die Frage nach dem Raum lange gar nicht erst aufgekommen sei, da er als selbstverständlich gegeben betrachtet wurde. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 20) Schließlich ist auch ein Ausflug in die Welt der virtuellen Räume direkt immer realräumlich bedingt, denn der Mensch ist körperlich immer an einen konkreten materiellen Raum gebunden. Die physische räumliche Erfahrung von Welt wird dem

Menschen seit jeher quasi in die Wiege gelegt. Ein weiterer und viel schwergewichtiger Grund für die Autoren liegt aber vor allem darin, dass sich eben lange Zeit im wissenschaftlichen Diskurs als auch in den Vorstellungen der Menschen kognitiv nur ein Raumbild durchsetzen konnte: Das des absoluten Raumes. (vgl. Kessler/Reutlinger 2007: S 20)

Ein absolutistisches Raumbild operiert immer mit der Vorstellung eines Raumes als Behältnis oder auch Container, der klar abgegrenzt ist und mit Körpern befüllt wird, beziehungsweise in dem sich die Körper eben fortbewegen und keinen Einfluss auf den Raum ausüben. Der Raum innerhalb eines absolutistischen Raumbildes erscheint somit als ein geometrisches Konstrukt. Zurückzuführen ist der geometrische Raum auf Euklid, der das mathematische Wissen der damaligen Zeit sammelte und zusammentrug und mit der auch heute noch bekannten euklidischen Geometrie die Grundlage für den geometrischen Raum erschuf. (vgl. Hilger 2011: S 30) Neben Euklid lässt sich in der Antike die Konzeption des Raumes als Behälter auch bei Aristoteles finden. Die aristotelische Vorstellung beruht auf einem geozentrischen Weltbild, in dessen Zentrum die unbewegliche Erde steht, umgeben von den Elementen Wasser, Feuer und Luft, die in konzentrischen Kreisen angeordnet sind. Einstein bezeichnete diese theoretische Konzeption von Raum als einen Container, im deutschen Sprachgebrauch wurde die Bezeichnung Behälterraum hierfür in Anspruch genommen. (vgl. Löw 2001: S 24) Die Begrifflichkeit des absoluten Raumes ist primär auf Isaac Newton zurückzuführen, der das Konzept eines absoluten Raumes als Terminus beflügelte. Bei Newton stellt Raum ebenfalls ein fixes Ordnungssystem dar, welches unabhängig von den darin verweilenden oder platzierten Körpern ist. (vgl. Kessler/Reutlinger 2007: S 20)

„Der absolute Raum, seiner Natur nach ohne Beziehung zu irgend etwas Äußerem, bleibt immer gleichartig und unbeweglich.“ (Newton 1999 (1687): S 28)

Entscheidend ist, dass bei Newton im Gegensatz zu Aristoteles, der absolute Raum eigentlich als unendlich konstruiert wird. Der Behälterraum ist somit eine verkürzte Darstellung, er sei jedoch für die Menschen um ein vielfaches einfacher zu denken, da die Vorstellung der Unendlichkeit eine hohe Abstraktionsleistung an das menschliche Hirn stellt. Deswegen wird der ursprünglich unendliche Raum als ein Behälter verdinglicht und ist in diesem Sinne nach Löw (2001) bereits eine Adaption der ursprünglichen philosophisch- physikalischen Ausgangsvorstellung. (vgl. Löw 2001: S 27) Absoluter Raum ist also, wie Hilger (2011) es so treffend formuliert, vor allem eines: da. (vgl. Hilger 2011: S 30) Die Übertragung dieses Modells ,beziehungsweise dieser Denkart, von Raum hat vor allem in den Sozialwissenschaften dazu geführt, dass im Denken politische, soziale und ökonomische Aspekte innerhalb eines Raumes als Einheit emergieren und klar abgegrenzt sind von anderen „Containern“. (vgl. Kajetzke/Schroer 2010: S 193) Dies hat nicht zuletzt auch einen Impact auf die empirische sozialwissenschaftliche Forschung in der Raum als Behälter oftmals vorausgesetzt wird und die Herstellung von Räumen durch menschliche/gesellschaftliche Handlungsprozesse einfach negiert wird. Solche räumlichen Vorstellungen artikulieren sich dann häufig in Begrifflichkeiten wie soziale Brennpunkte, benachteiligte Wohngebiete oder gar Ghettos. Jene Orte des Lebens werden dann zumeist mit dem Stigma einer Falle gesehen, aus der es kein entkommen gibt. In der Konzeption eines absoluten- beziehungsweise eines Containerraumes werden die BewohnerInnen daher zu Statisten degradiert, denen aufgrund des Raumes jede Handlungsperspektive abgesprochen wird. (vgl. Kajetzke/Schroer 2010: S 202)

Im allgemeinen pädagogischen und erziehungswissenschaftlichen Diskurs, um den Anschluss an die Disziplin zu wahren, spielt der absolute Raumbegriff ebenfalls eine nicht unwesentliche Rolle. Nach Kessl/Reutlinger (2007) werden Räume im erziehungswissenschaftlichen Bereich oftmals als Vorbedingung des pädagogischen Prozesses angesehen, da sie als entscheidend für das Handeln der Menschen betrachtet werden. Aus theoretisch- analytischer Perspektive impliziert dies allerdings, dass die Dimension und das Wesen des Raumes immer den Handlungsdimensionen des Menschen übergeordnet werden. Aus diesem Denken heraus ergeben sich dann nahezu „klassisch“ anmutende pädagogische Fragestellungen nach den Bedingungen des Raumes, die Kinder und Jugendliche zum Heranwachsen benötigen. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 7) Die Betonung der Autoren liegt deshalb auf dem Adjektiv klassisch, da bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert zwei der allgemeinen Pädagogik nicht unbekannte Namen

wie Johann Heinrich Pestalozzi und Jean Jacques Rousseau ebenfalls solche Fragestellungen abhandelten. So ist in Rousseaus Erziehungsroman „*Emile*“ (oder über die Erziehung) der städtische Raum der Hort der gemeinen städtischen Gesellschaft, vor dessen negativer Einflusskraft die Kinder bewahrt werden müssten. Hingegen als Ort der Idylle und des Schutzes, der den natürlichen Entwicklungsprozess des Kindes fördert, wird die Provinz angesehen. Ähnliches lässt sich bei Pestalozzi finden, der bestimmten Räumen einen Einfluss auf die in ihnen wohnenden Mitmenschen zuspricht. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 8)

Ein möglicher Grund für die aktuell noch immer sehr stark vertretene und propagierte Auffassung eines absolutistischen Raumverständnisses mag nach Ansicht mancher AutorInnen in der simplen Tatsache begründet liegen, dass ein Verständnis von Raum als Behälter oder Container eben auch unsere Sinne anspricht, das theoretische Konzept eines absoluten Raumes also in anderen Worten vor allem eines ist: körperlich erfahrbar. Körper und physischer Raum bilden sozusagen den sichtbaren, fühlbaren und daher durch die Sinne erfahrbaren Teil der sozialen Welt. Ob dies nun der geographisch-physische Raum ist, wo Meere, Gebirge oder Schluchten natürliche Zäsuren bilden und den Menschen, zumindest in früheren Zeiten, an einem Überschreiten dieser Grenzen gehindert haben, oder ein vom Menschen geschaffener physischer Raum wie zum Beispiel städtische Institutionen wie die Schule oder Museen, allen diesen Räumen ist die körperliche Erfahrbarkeit gemein. (vgl. Hilger 2011: S 38f.)

3.2.2: Relativer Raumbegriff

Andere Raumkonzeptionen wie das relative Raumverständnis verlangen einen höheren Abstraktionsgrad im Denken, denn sie gehen von dem Grundgedanken aus, dass Räume nicht gegeben sind sondern erst „konstruiert“, daher geschaffen, werden müssen. Ein sehr prägnantes und schönes Beispiel für solche Raumvorstellungen lässt sich in einer Disziplin finden, der man zumindest auf den ersten Blick nicht unbedingt die Zuneigung zum Objekt des Raumes attestieren würde: der Soziologie. Bei genauerer Betrachtung lässt sich sogar auch ohne die berühmten Argusaugen feststellen, dass der „Kampf“ zwischen einer sozialkonstruktivistischen Auffassung und einer materialistischen Auffassung von Raum bereits vor der vermeintlich ausgerufenen Raumwende Anfang der 90 -er Jahre voll entbrannt ist, nämlich der Kampf um einen sozialen Raum, der sich vom

geographischen, physikalischen abkoppelt. Döring (2010) spricht in diesem Sinne, dass es für die wissenschaftliche Disziplin der Soziologie nahezu schon fachkonstitutiv gewesen sei, dem Raum der Geographen jegliche Erklärungskompetenz für soziale und gesellschaftliche Prozesse abzusprechen. Der Geographie wurde damit mehr oder weniger der Status einer vorwissenschaftlichen „folk science“ zugesprochen. (vgl. Döring 2010: S 94)

Im Grunde genommen widersprechen sich die Konzepte eines absoluten und eines relativen Raumes. Mit relativen Raumvorstellungen wird darauf aufmerksam gemacht, dass erst die Körper die Struktur des Raumes formen und von daher Räume und Körper ineinander verflochten sind. Ein relativer Raum ist in diesem Sinne nicht absolut bestimmbar. Die Bestimmung ist abhängig von der Einnahme des ausgewählten Blickpunktes. Je nachdem von wo aus man die räumliche Lage eines Körpers betrachtet, kommt man zu einer anderen Verortung. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 21) Historisch betrachtet lassen sich Konzeptionen von relativen Räumen namentlich etwa bei Gottfried Wilhelm Leibnitz finden. Er widerspricht der Idee des absoluten newtonschen Raumes und entwickelt einen eigenen Raumbegriff, in dem er Elemente eines relativen Raumes integriert. Raum ist bei Leibnitz ein Konstrukt, das in „Bezug zu“ und als durch menschliche Aktivitäten generiert begriffen wird. (vgl. Hilger 2011: S 31)

„Was meine eigene Meinung anbetrifft, so habe ich mehr als einmal gesagt, daß ich den Raum ebenso wie die Zeit als etwas rein Relatives halte, nämlich für eine Ordnung des Nebeneinanderbestehens, so wie die Zeit eine Ordnung der Aufeinanderfolge ist.“
(Leibnitz 1991 (1717): S 37f.)

Weitere relative Raumkonstruktionen lassen sich zum Beispiel ebenfalls bei Albert Einstein finden, der den Raum innerhalb der Relativitätstheorie als Raum-Zeitstruktur denkt und nicht mehr als einen Behälter, sondern als Lagerungsqualität von (zum Beispiel) Körpern, womit auch Einstein mit den absoluten Raumdenkmustern bricht. (vgl. Hilger 2011: S 32) Stark vereinfacht könnte man nun die beiden vorgestellten Konzeptionen von Raum in Anlehnung an Löw (2001) folgendermaßen gegenüberstellen: ein absolutes Raumverständnis geht von einem bereits existenten Raum aus, wobei dieser Raum unabhängig von den ihn ihm verweilenden Körpern existiert. Da der Raum klar abgegrenzt und strukturiert ist, entsteht eine Art dualistisches Prinzip, welches ein Innen

und Außen, Handlung und Hintergrund mit sich bringt. Ein relativistisches Raumverständnis sieht den Raum hingegen immer als soziales Konstrukt, welches immer wieder neu entsteht und sich abhängig von verschiedenen Standpunkten und Verknüpfungen anders konstruiert. Körper, deren Relationen und die Raumkonstruktion an sich, werden als eine Einheit betrachtet, es handelt sich daher um ein monistisches Konzept. (vgl. Löw 2001: S 17f.)

Auch die bereits in Kapitel 2.1 angesprochenen Thesen vom Verschwinden und der Wiederkehr des Raumes beruhen auf diesen zwei stark divergenten Konzeptionen von Raum. Während hinter der These vom Verschwinden des Raumes ein absolutistischer Raumbegriff steht, der geographisch/physische Räume oder Container- Behälterräume wie nationalstaatliche Territorien impliziert, dann wird überall dort, wo man von sozialen Räumen, von virtuellen Räumen, ethnischen- und Identitätsräumen etc. spricht, eine Auffassung von Raum vertreten, die über den rein physischen Raum hinausgeht und auf relative beziehungsweise relationale Raumkonzepte zurückgreift. (vgl. Schroer 2008: S 135) AutorInnen wie Hilger (2011) sind allerdings der Meinung, dass relativistische Raumkonzeptionen alleine nicht mehr ausreichen, um prozessuale Raumkonstitutionen in virtuellen Strukturen oder auch gesellschaftliche Transformationsprozesse, induziert durch Technologie und Globalisierung, zu erklären und zu analysieren. Der relativistische Raumbegriff sei zwar ein gutes Ausgangsmodell, jedoch biete er nicht alle Komponenten sozialen Handelns, die für ein Erklärungsmodell moderner gesellschaftlicher Strukturen notwendig seien. Hierfür bedarf es einer Weiterentwicklung beziehungsweise einer Neurekonstruktion der bestehenden Raumverhältnisse, um einen entsprechenden sozialen Raumbegriff zu formulieren. (vgl. Hilger 2011: S 33f.) Ein relationaler Raumbegriff, wie zum Beispiel von Martina Löw (2001) in ihrem Werk *Raumsoziologie* eingeführt, stellt den Vorschlag für eben solch ein neues Raumverständnis dar.

3.2.3: Relationaler Raumbegriff

Ein relationaler Raumbegriff versucht unter anderem die beiden konzeptionell höchst differenten Raumverständnisse des absoluten und des relativen Raumes in ein gemeinsames Raumverständnis zu transformieren. Der Grundgedanke hinter diesem Raumverständnis ist also so zu interpretieren, als dass es weder rein relativistische Räume noch rein physisch/geographische Räume per se gibt, sondern das Verständnis und die

Semantik dessen, was Raum sein kann, schon immer ein Produkt der menschlichen Wahrnehmung gewesen ist. Dementsprechend ist nach Markus Schroer (2008) auch der physische Raum nicht ohne die menschliche Wahrnehmung möglich, er ist immer schon (im Sinne Bourdieus) ein angeeigneter Raum. Bei Raum handle es sich demnach um eine hybride Gestalt, denn rein physikalischer Raum ist demnach genau so wenig zu haben wie ein reiner Sozialraum, der auch nicht unabhängig von einer materiellen beziehungsweise physischen Anbindung ist. Somit gibt es wiederum nichts anderes als einen sozial konstruierten Raum, jedoch warnt Schroer (2008) davor, den sozialen Raum analog mit dem physischen zu setzen, denn die physische Welt sei kein getreues Abbild der Realität. Daher gebe es keinerlei Garantie, dass sich das Soziale auch räumlich niederschlagen würde, vielmehr handle es sich um ein nicht generalisierbares Verhältnis, dessen Überprüfung es von Fall zu Fall bedarf. (vgl. Schroer 2008: S 134) Ganz in diesem Sinne sieht auch Martina Löw (2001) das Verhältnis von relativem und absolutem Raum:

„Ich gehe (...) von einem Raum, der verschiedene Komponenten aufweist, aus. Das heißt, ich wende mich gegen die in der Soziologie übliche Trennung in einen sozialen und einen materiellen Raum, welche unterstellt, es könne ein Raum jenseits der materiellen Welt entstehen (sozialer Raum), oder aber es könne ein Raum von Menschen betrachtet werden, ohne dass diese Betrachtung gesellschaftlich vorkonstruiert wäre (materieller Raum). Analytisch gehe ich daher von einem sozialen Raum aus, der gekennzeichnet ist durch materielle und symbolische Komponenten.“ (Löw 2001: S 15)

Löw (2001) geht es in erster Linie um die Ablöse des starren euklidischen Raumdenkens als einzige Raumvorstellung. Die Vorstellung von Raum wird auch nicht zuletzt durch die Medientechnologie nicht mehr als einheitlich, also als absolut, erlebt. Im Zeitalter virtueller Räume werden durch Computernetzwerke Räume zunehmend als verknüpfbar wahrgenommen, der absolute Raum verliert aufgrund seiner Starrheit seinen Erklärungswert. Nach Löw (2001) gilt es eben genau deswegen einen Raumbegriff innerhalb der Wissenschaften zu entwickeln beziehungsweise zu formulieren, der alle Facetten der Möglichkeit von Raum in den bisherigen Vorstellungen von Raum integriert, das betrifft die Vielfältigkeit sowohl möglicher Alltagsvorstellungen als auch der Konstitution von primär materiellen oder symbolischen Räumen und die Möglichkeit der Gleichzeitigkeit verschiedener Räume an einem Ort. (vgl. Löw 2001: S 103) Ein relationales Raumverständnis stellt also in etwa den Versuch dar, einen sozialen Raum zu

konstituieren, der sowohl materielle als auch symbolische Komponenten hat. Beziehungen und Anordnungen werden in so einem Denken als gleichwertig für die Entstehung von Raum angesehen und sind einander gegenseitig konstituierend. (vgl. Hilger 2011: S 37) Physische und soziale Räume werden demnach innerhalb eines relationalen Raumverständnisses als Einheit gedacht. Dem sozialen Raum wird innerhalb dieses Konzepts somit der Status des sozialen Handelns als auch des materiellen Ausdrucks zugesprochen. (vgl. Hilger 2011: S 35) Martina Löw (2001) war jedoch nicht die erste Person, die sich implizit mit dem Verhältnis eines relativen Raumes zu dem eines materiellen/physischen Raumes auseinandersetzte. Bereits bei Bourdieu lässt sich die Auseinandersetzung zwischen einem relativistischen Sozialraum und einem materiellen Raum finden, auf den sich Löw (2001) auch in ihrer Theoriebildung immer wieder stützt:

„Bourdieu verwendet einen absolutistischen und einen relativistischen Raumbegriff. Über die Beziehungen bestimmt ist der soziale Raum. Der physische Raum wird nicht zum Raum durch die Anordnungen, sondern in ihm werden die relationalen Anordnungen realisiert (...) Bourdieu stellt demnach zwei Räume gegenüber, der metaphorisch gemeinte soziale Raum und der sozial angeeignete geographische Raum.“ (Löw 2001: S 182)

Ein relationales Raumverständnis versucht schlussendlich, die Kluft zwischen einem konstruktivistischen, metaphorischen Raumverständnis und einem materiellen/physischen Raumverständnis zu verringern und betont vor allem deren Interdependenz. Materieller Raum ist letztendlich immer sozial angeeigneter Raum und der soziale Raum im Sinne eines gesellschaftlichen/sozialen Handlungs- Kommunikationsraumes kann sich ebenfalls im materiellen/physischen Raum niederschlagen, da dieser eben auch schon immer gesellschaftlich/sozial vorkonstruiert ist.

3.3: Der Spatial Turn innerhalb der Sozialen Arbeit: die Sozialraumorientierung

Innerhalb der Sozialen Arbeit wird der Spatial Turn, also die Forderung der, beziehungsweise die Zuwendung zum Raum, als „sozialraumorientierte Neujustierung“ gefordert und vollzogen. Mitunter dürfte ein gewichtiger Grund für die, zeitlich betrachtet, etwas jüngere Zuneigung zum Topos des Raumes innerhalb der Sozialen Arbeit nach Kessl/Reutlinger (2007) in der „Verräumlichung von sozialen Prozessen“

liegen. Zunehmend werden soziale Notlagen der Menschen nicht mehr als individuelle Probleme und Bedürfnisse wahrgenommen, sondern als räumliche Probleme. So werden Phänomene wie Arbeitslosigkeit und Bildungsdefizite oftmals zu Problemen von Menschen, die in bestimmten Stadtteilen wohnen, deklariert. Das Soziale wird dadurch in dieser Hinsicht empirisch häufig durch die räumliche Brille betrachtet. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 38f.) Seit den 90-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wird deshalb nach Kessl und Reutlinger (2007) die in der Sozialen Arbeit damit verbundene sozialraumorientierte Rede und raumbezogene Umgestaltung sozialpädagogischen Handelns propagiert und in unterschiedlicher Weise implementiert. Soziale Arbeit, so die Autoren, soll und wird zunehmend raumbezogen umgestaltet. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 41)

So sehr sich die AutorInnen innerhalb der fachspezifischen Disziplin einig sind bezüglich der Orientierung am Sozialraum, so sehr herrscht ebenfalls Uneinigkeit hinsichtlich der raumtheoretischen Implikationen bezüglich dessen, was denn nun eigentlich das Forschungsobjekt, der Sozialraum, in Wirklichkeit sei. Betrachtet man die unterschiedlichen Vorstellungen und Konzeptionen eines Sozialraumes innerhalb der Literatur zur Sozialraumorientierung, so lassen sich alle möglichen Manifestationen und Konzeptionen von Raum, die in den vorangegangenen Kapiteln erörtert wurden, unter dem Deckmantel eines Sozialraumes wiederfinden:

„Trotz dieser in drei Programmformeln zusammengefassten Übereinstimmungen darüber, was Sozialraumorientierung sein soll, weisen die vorliegenden Konzeptionen ganz unterschiedliche Vorstellungen auf, was denn eigentlich ihr Gegenstand sei. Es ist die Rede vom Sozialraum als Stadtteil oder Quartier, als Nachbarschaft, als Handlungsraum von Bewohnern, als soziales Umfeld einzelner Gesellschaftsmitglieder, als Aneignungsraum von Jugendlichen, als Raum konflikthafter Relationierungen, als soziales Areal oder als Gemeinwesen.“ (Kessl/Reutlinger 2007: S 43)

Ganz in diesem Sinne lassen sich innerhalb der Sozialraumorientierung nicht nur Sozialräume als relative oder relationale Raumkonstruktionen finden, sondern ebenfalls durch die Verräumlichung des Sozialen bedingt, Sozialräume als absolute Raumordnungen. Manche AutorInnen vermengen sogar unterschiedliche Konzeptionen von Raum unter dem Banner eines Sozialraumes. Exemplarisch hierfür sehen die

AutorInnen Preis und Thiele (2002) den Sozialraum als eigentlichen Lebensmittelpunkt. So kann nach deren Verständnis ein Sozialraum sowohl die Familie als auch Häuser, Plätze und Institutionen darstellen. (vgl. Preis/Thiele 2002: S 11) Johann Schneider (2005) wiederum betrachtet in seiner Forschung hingegen vor allem die Stadt als Sozialraum, mit ihren Stadtteilen, Quartieren oder Milieus. (vgl. Schneider 2005: S 10) Mittlerweile hat sich nach Reutlinger (2009) jedoch vor allem die „Raummetapher“, also eine konstruktivistische Auffassung von Raum, innerhalb der Sozialraumorientierung etabliert und findet durchgängig Verwendung. Dennoch warnt der Autor vor der simplen Reduktion des Raumes auf die materielle und physische Ebene, da sich der Mainstream der Sozialraumdiskussionen nicht dezidiert mit Raumkonstitutions- und Raumanordnungsprozessen auseinandersetzt. Oftmals enden deswegen die wenigen Beiträge, die sich mit der Frage nach dem was Raum für die Soziale Arbeit sein könnte, eben mit einem Verweis auf Martina Löws (2001) Werk *„Raumsoziologie“* und lassen dabei räumliche Konstitutionsprozesse meist außer Acht, wodurch eine Differenzierung zwischen Orten, Handlungen und gesellschaftlichen Prozessen, wie eben im relativen Raumverständnis von Martina Löw (2001) eigentlich impliziert, oftmals nicht stattfindet. (vgl. Reutlinger 2009: S 17f.) Dabei helfe nach Spatscheck (2009) vor allem die Raummetapher um der sozialräumlichen Dynamik gerecht zu werden, da sie hilft das interaktive und relative Zusammenspiel von Individuen mit ihrer Sozialstruktur zu erfassen und diese Prozesse zu veranschaulichen (vgl. Spatscheck 2009: S 34).

Stellvertretend für eine konstruktivistische Auffassung von Sozialräumen betrachten Kessl und Reutlinger (2007), zwei Autoren, die den Diskurs des Räumlichen rund um die Sozialraumorientierung stark forcieren, die Unterscheidung zwischen dem materiellen und dem sozialen Raum in Form eines relationalen Raumverständnisses, wie es von Martina Löw (2001) dargelegt wurde. Der Sozialraum stellt für sie den durch Menschen konstruierten Raum dar, der durch Beziehungen, Interaktionen und soziale Verhältnisse entsteht. Auf eben diese sozialen Kontexte verweise das Präfix „sozial“, womit unter Sozialraum in erster Linie der gesellschaftliche Raum sowie der menschliche Handlungsraum beschrieben werden und nicht nur der materielle Ort alleine. Jedoch können eben diese sozialen Prozesse auf den materiellen Raum einwirken, denn dieser ist eben ein Ergebnis jener Prozesse. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 23f.) Daher gilt es vor allem für die Soziale Arbeit die räumlichen Konstruktionsprozesse schärfer in den Blick zu nehmen, sowie die historisch entstandenen und stetig umkämpften politischen

Ordnungen des Räumlichen, mit der Maxime dadurch die Handlungsoptionen der KlientInnen zu erweitern oder gar neue zu eröffnen. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: S 26) Mit der zunehmenden Etablierung eines relationalen Verständnisses von Sozialraum als gesellschaftlichen und menschlichen Handlungsraum mit entsprechenden Auswirkungen auf den physischen Raum innerhalb der Sozialraumorientierung im Zuge des Spatial Turns sollte der virtuelle Raum, der mittlerweile durchgängig innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften als gesellschaftlicher Handlungs- und Kommunikationsraum rezipiert und erforscht wird, was sich nicht zuletzt in der Begriffsbezeichnung des Social Web widerspiegelt, zumindest auf der Agenda einer sozialraumorientierten Sozialen Arbeit stehen.

3.4: Der virtuelle Sozialraum im Kontext zur Sozialen Arbeit

Bisher lassen sich allerdings in der Literatur zur sozialraumorientierten Sozialen Arbeit kaum Bezüge finden, die auf den virtuellen Raum als sozialen Raum, als Interaktions- und Kommunikationsraum, verweisen. Vielmehr scheint der virtuelle Raum innerhalb der sozialräumlichen Debatte unterrepräsentiert. So lässt sich bei Ulrich Deinet (2009 a) in der Einleitung zum „*Methodenbuch Sozialraum*“ der Vermerk finden, es handle sich bei virtuellen Räumen um vor allem für Jugendliche immer wichtiger werdende spezielle sozialräumliche Settings, die ebenso wie der ländliche Raum in der Sozialraumdebatte meist kaum berücksichtigt werden. (vgl. Deinet 2009 a: S 8f.) Christina Wodtke (2009) analysiert in einem Beitrag im Sammelband „*Sozialräumliche Jugendarbeit*“ eine Studie bezüglich der Internetnutzungsmöglichkeiten von Jugendlichen in ihrer Freizeit. Virtuelle Räume werden in diesem Beitrag als „unsichtbare Sozialräume“ bezeichnet, in denen sich besonders Jugendliche in ihrer Freizeit aufhalten. (vgl. Wodtke 2009: S 277) Nach den Angaben der befragten Jugendlichen ersetzt das Internet aber keineswegs die persönliche Begegnung, auch „Face to Face“ Kommunikation genannt. Vielmehr werden die virtuellen Netzwerke dazu genutzt bestehende Kontakte und Freundschaften zu vertiefen oder um ihre persönlichen Netzwerke auszubauen. (vgl. Wodtke 2009: S 282) Laut Autorin spiegeln sich vor allem in der Nutzungsdauer des Mediums die subjektive Wichtigkeit und das Selbstverständnis in der Nutzung wider. Hierbei ergab die Umfrage, dass die durchschnittliche tägliche Nutzungsdauer zwischen ein bis drei Stunden liegt, wobei die Anzahl derer, die mehr als 3 Stunden täglich im virtuellen Raum verbringen

(30%) jene derer, die das Internet nur eine Stunde am Tag nutzen (22%), übersteigt. Generell gaben 87% der Jugendlichen an, dass sie einen eigenen Rechner besitzen samt Internetanschluss, was im Umkehrschluss bedeutet, dass 13% keinen steten Zugang zum Internet haben. Dies sei laut Wodtke (2009) eine relativ hohe Zahl, wenn man das Internet als einen Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt betrachtet. (vgl. Wodtke 2009: S 278)

Insgesamt scheint allerdings der virtuelle Raum als Sozialraum wenig Rezeption innerhalb der sozialen Arbeit zu erhalten. Dies mag nach Angelika Tillman (2011a) vor allem daran liegen, dass virtuelle Räume in der sozialen Arbeit zumeist entweder als Gefährdungspotenziale in Form von Eskapismus oder Spielsucht betrachtet werden, oder die Bildungspotenziale im Zentrum des Interesses stehen. Dabei wird dem virtuellen Raum zumeist eine eigene, spezifische Qualität zugeschrieben, die dem realen Raum untergeordnet wird. Die binäre Trennung zwischen einem realen und einem virtuellen Raum wird dabei meistens aufrecht erhalten, man nimmt stillschweigend an, dass es sich um zwei klar voneinander abgrenzbare Bereiche handeln würde, zwischen denen man nach Belieben wechseln könnte und in denen man sich separat bewegt. Die im Zuge des Spatial Turns wiedererstarbte Raumdebatte könne jedoch nach Tillmann (2011 a) dabei helfen, diese Trennung zwischen realem und virtuellem Raum reflexiv zu überwinden und dazu beitragen, die komplexen Raumbezüge, die zwischen virtuellem und materiellem Raum existieren, zu erkennen und in Folge dessen ein „Sowohl als auch“ zur Ausgangslage von Analysen und Empfehlungen für die soziale Praxis zu machen. (vgl. Tillmann 2011a: S 149f.)

Folgt man dem latenten Imperativ von Angelika Tillmann (2011a) nicht nur gedanklich, sondern auch anhand von theoretisch- analytischen Beiträgen zu dieser Thematik, wird man außerhalb der pädagogischen Debatte rund um den Sozialraum vor allem im allgemeinen sozialwissenschaftlichen Raumdiskurs fündig. In der wissenschaftlichen Literatur ist dann meistens von einem hybriden Raumverhältnis die Rede, in dem sich der virtuelle und der reale Raum zunehmend vermengen. Demnach herrscht nach Unger (2010) im sozialwissenschaftlichen Diskurs weitestgehend Einigkeit bezüglich der Meinung, dass virtuelle Umgebungen zunehmend zu einem integralen Bestandteil unseres Lebens, sei es bei der Arbeit oder im Rahmen der Freizeitgestaltung, werden, weshalb es immer schwieriger werde sie bei gesellschaftlichen und sozialräumlichen Analysen zu ignorieren. Gesellschaften, die stark durch Medientechnologien geprägt sind, haben daher

auch nahezu selbstverständlich einen Anteil an medial praktizierter und gelebter Sozialität. Offen bleibt hingegen nach Unger (2010) die Frage in welcher Relation die virtuellen Lebenswelten zu den „realen“ Sozialräumen zu betrachten sind. Handelt es sich um differente Formen von Sozialität und daher um voneinander getrennte Bereiche oder „überschreibt“ beziehungsweise „virtualisiert“ der virtuelle Raum zunehmend den realen? Unger (2010) vertritt die These, dass durch die softwarebasierte Medientechnologie eine neue Form der Vermischung realer und virtueller Räume eingesetzt habe, die zu Hybridisierung und Entgrenzung innerhalb der sozialen Lebenswelt führt und daher Anlass bietet, sich kritisch mit gängigen Konzepten von Sozialität, Räumlichkeit und Raum zu befassen. (vgl. Unger 2010: 99f.) Die vermeintlich harten Grenzen zwischen virtuellen und realen Räumen verflüssigen sich im alltäglichen Umgang und die Übergänge zwischen diesen werden kaum als Brüche wahrgenommen. Vielmehr verschmelzen diese Übergänge in der subjektiven Wahrnehmung zu einem einheitlichen Handlungsraum, indem real- materielle Elemente sowie virtuelle ineinander verwoben sind. (vgl. Unger 2010: S 110) Virtuelle Räume, so Unger (2010), sind daher nicht abgegrenzt von realer Sozialität zu verstehen, sondern vielmehr als eine Erweiterung und Anreicherung des lebensweltlichen Raumes, die mit einer essentiellen Transformation einhergeht, in der sich materielle und virtuelle Anteile verbinden und vermischen und in einer hybriden Alltagswelt kulminieren. Virtuelle Räume betreffen daher die subjektive Erfahrungswelt der Menschen, weshalb Unger (2010) vorschlägt in empirischen Untersuchungen zur Sozialwelt von Individuen materielle und virtuelle Räume gemeinsam als integralen Bestandteil der individuellen Umwelt von Menschen aufzufassen und Schnittstellen, Vermischungen als auch Übergängen vermehrt Aufmerksamkeit zu widmen. (vgl. Unger 2010: S 114f.)

Schroer (2003) kommt ebenfalls zu der Einsicht, dass sich virtuell und real nicht mehr als ablösende Zustände begreifen lassen, vielmehr handle es sich eben um hybride Räume, die sich immer weniger auseinander halten lassen, da sie immer mehr ineinander übergehen. Sie verfügen zwar über Grenzen, diese lösen sich aber permanent auf, um an anderer Stelle erneut errichtet zu werden. (vgl. Schroer 2003: S 233) Auch Daniela Ahrens (2003) betrachtet den virtuellen Raum keinesfalls als Konkurrenz zum realen Raum, vielmehr stellen nach ihr offene Datennetze informationelle und soziale Zusatzräume bereit, die eben bisherige Wirklichkeiten ergänzen und erweitern. Dabei bleiben der reale und der virtuelle Raum stets aufeinander verwiesen, denn so wie der

elektronische Raum von sozialen Systemen durchzogen wird, haben eben auch die virtuellen Kommunikationsformen einen konkreten Einfluss auf real vorhandene Sozialbeziehungen. (vgl. Ahrens 2003: S 175, vgl. auch Ahrens 2001: S 199). Aufgrund der Einsicht, dass virtuelle Räume zunehmend zum integralen Bestandteil des Alltages von Menschen werden, sieht auch Angelika Tillmann (2011b) solche Medienräume als besonders „fruchtbar“ für die sozialräumliche Orientierung. So gilt es nach Tillmann (2011b) eben neben den lokalen und regionalen Bedingungen auch die virtuellen zu berücksichtigen, und die möglichen Handlungsspielräume zu eruieren, unter denen die Heranbildung eines autonomen und gesellschaftlich handlungsfähigen Subjektes gefördert beziehungsweise behindert wird. Indem die medial vermittelte Kommunikation stärker berücksichtigt wird, wachse zudem die Sensibilisierung für neue räumliche Aneignungsformen und -prozesse und dies könne der Gefahr einer möglichen unreflektierten Territorialisierung des Sozialen entgegenwirken. (vgl. Tillmann 2011b: o.S.)

Ein relationales Raumverständnis, welches die Interdependenz der vorhandenen theoretischen Raumkonzeptionen betont, ermöglicht es den virtuellen Raum als hybrides Raumkonstrukt innerhalb der Sozialraumorientierung als Untersuchungsgegenstand für die Soziale Arbeit manifest werden zu lassen. Der virtuelle Raum, als eine visualisierte Form der Raummetapher, existiert wie der soziale Raum nicht als reines Konstrukt ohne die Anbindung an den absoluten physikalischen Raum, vielmehr werden durch diese Metapher verschiedene Kommunikations- und Handlungsprozesse sichtbar gemacht, die durchaus einen Impact auf die reale Alltagspraxis haben und sich im physikalischen Raum niederschlagen können. In dieser Abschlussarbeit werden deswegen virtuelle Räume als reale gesellschaftliche Handlungs- und Kommunikationsräume betrachtet und analysiert, deren Prosperität es für die Soziale Arbeit auszuloten gilt. Daher wird im Folgenden die Bedeutung des virtuellen Raumes als Sozialraum zunächst theoretisch erschlossen. Dies soll anhand zweier theoretischer Phänomene rund um den virtuellen Sozialraum geschehen: das Phänomen des virtuellen Sozialraumes als soziales Netzwerk und dessen inhärente Beziehungen, sowie anhand des Terminus des sozialen Kapitals, welcher im Kontext zu den zwischenmenschlichen Beziehungen im virtuellen Sozialraum thematisiert werden soll.

4.0: Theoretische Aspekte rund um den virtuellen Sozialraum

Der Mensch als Lebewesen ist bereits von seiner Geburt an in eine Form der Gemeinschaft eingebettet. Handelt es sich anfangs zumeist noch um den engen und vertrauten familiären Zirkel, so werden im Laufe eines Lebens für gewöhnlich die Beziehungen zunehmenden erweitert, sei es durch den Freundeskreis, Arbeitsbekanntschaften, Heirat oder anderen Beziehungsformen. Im wissenschaftlichen Diskurs lassen sich diese humanen Beziehungsformen auch als ein Netzwerk beschreiben und graphisch als ein Netz darstellen, das durch verschiedene Knoten miteinander verbunden ist. Vor allem aber die durch den technischen Fortschritt hervorgebrachten Informationstechnologien, und hier insbesondere der virtuelle Sozialraum, haben dem Diskurs um die sozialen Netzwerke eine neue Qualität eingehaucht. So spricht Manuel Castells (2000), der in der fachspezifischen Literatur zu dieser Thematik häufig zitiert wird, bereits 1996 (original) vom Entstehen einer Netzwerkgesellschaft:

„Networks constitute the new social morphology of our society, and the diffusion of networking logic substantially modifies the operation and outcomes in processes of production, experience, power and culture. While the networking form of social organization has existed in other times and spaces, the new information technology paradigm provides the material basis for its pervasive expansion throughout the entire social structure. Furthermore, i would argue, that this networking logic induces a social determination of a higher level than that of the specific social interests expressed through the networks: the power of flow takes precedence over the flows of power. Presence or absence in the network and in the dynamics of each network vis-a-vis others are critical sources of domination and change in our society: a society that, therefore, we may call the network society, characterized by the pre- eminence of social morphology over social action.“ (Castells 2000: S 500).

Aus diesem Grund soll in diesem Kapitel das Verhältnis zwischen den Netzwerken im virtuellen Sozialraum und den realen Netzwerken, samt deren inhärenten Beziehungsformen, kontrastiert und einem analytischen Blick aus wissenschaftstheoretischer Perspektive unterzogen werden. Vor allem mit dem Aufkommen der so genannten Social Network Sites wurde und wird das Social Web zunehmend in Bezug auf die Verwaltung von realen Bekanntschaften, respektive deren

Beziehungspflege, zum Forschungsobjekt innerhalb der Sozial- und Kulturwissenschaften.

4.1: Zum Terminus des sozialen Netzwerkes

Aus historisch- etymologischer Perspektive wurde der Begriff des sozialen Netzwerkes erstmals vom britischen Sozialanthropologen Alfred R. Radcliffe- Brown als Begriff in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt, indem er die Summe der direkt sichtbaren vielseitigen Beziehungsgeflechte, die Individuen innerhalb einer Gesellschaft miteinander verknüpfen, als Netzwerk bezeichnete. (vgl. Wegmann/Zimmermann 2003: S 251) Zunehmend hat sich der Begriff des Netzwerkes innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte zu einem fixen Analysekonzept innerhalb einiger wissenschaftlicher Disziplinen wie der Soziologie, Politikwissenschaft oder den Wirtschaftswissenschaften, entwickelt. Als historische Vorläufer der Netzwerkanalyse gelten die Sozialpsychologie im deutschsprachigen Raum, sowie die britisch- amerikanische Sozialanthropologie. Im Zentrum des Interesses standen damals die Erforschung der Funktion von Beziehungsstrukturen in größeren sozialen Einheiten, wie zum Beispiel Organisationen, Gemeinden oder sogar ganzen Gesellschaften. Moderne Netzwerkanalysen zielen auf die Erkennung und Erklärung von positiven und negativen Effekten innerhalb des Netzwerkes ab, sowie auf die Generierung und Transformation von Netzwerken. Durch solche Forschungsansätze können dann akteurszentrierte Theorien mit Theorien über Systeme, Institutionen und Strukturen miteinander verbunden werden. (vgl. Jansen 2006: S 207f.)

Jansen (2006) definiert den Terminus des sozialen Netzwerkes als ein „Geflecht aus Beziehungen, in das Individuen, Gruppen oder kollektive und korporative Akteure eingebettet sind“. Es kann, wie einleitend bereits erwähnt, beschrieben werden als ein Set aus Elementen oder aber auch Knoten, für die soziale Beziehungen untersucht werden können. Häufig untersuchte Beziehungsrelationen sind zum Beispiel Wertschätzung und Freundschaft, Informations- und Kommunikationsbeziehungen, sowie Transfer und Tausch von Ressourcen. (vgl. Jansen 2006: S 207) Döring (2003) betrachtet das soziale Netzwerk ebenfalls als die Gesamtheit aller Beziehungen die eine Person mit anderen unterhält, sowie deren Beziehungsgeflecht untereinander. Bei Döring (2003) wird das soziale Netzwerk im Vergleich zu Jansen (2006) allerdings zudem noch in drei

Kernbereiche unterteilt. Der engere Kernbereich besteht aus starken Bindungen, während die weitere Zone die schwachen Bindungen einer Person umschreibt. Zudem gibt es noch einen Bereich, den Döring (2003) als die Peripherie bezeichnet, der das Netzwerk mit indirekten und sehr lockeren Bindungen, wie zum Beispiel „Freundesfreunde“, umgibt. (vgl. Döring 2003: S 409f.) Das zentrale Element innerhalb eines sozialen Netzwerkes bilden demnach vor allem die darin partizipierenden ProtagonistInnen sowie deren Relationen zueinander: die Beziehungen. Sie konfigurieren und erzeugen in diesem Sinne eigentlich erst das Konstrukt, welches unter dem Begriff des sozialen Netzwerkes festgehalten wird.

Im wissenschaftlichen Diskurs wird vorwiegend zwischen zwei unterschiedlichen Typen von Beziehungsarten differenziert, den formalen und den persönlichen. Soziale Beziehungen werden, im Unterschied zu sozialen Kontakten, über Aspekte wie Kontinuität, Dauer und Intensität der zwischenmenschlichen Kontakte charakterisiert. Döring (2003) und Becks (2006) sind sich demnach weitestgehend einig, dass soziale Beziehungen sich dahingehend von sozialen Kontakten unterscheiden, indem der Kontakt zwischen zwei interagierenden Personen nicht nur momentan, also punktuell, stattfindet, sondern der Kontakt immer wieder über einen gewissen Zeitraum eintritt und eben dadurch sich als Beziehungen manifestieren. (vgl. Döring 2003: S 403; Becks 2006: S 174) Unter formalen Beziehungen werden jene Beziehungen umschrieben, die auf einer sachlichen Ebene angeordnet sind. Bei dieser Beziehungsform zählen demnach weniger die persönlichen Neigungen und Charaktereigenschaften, die man an einer anderen Person schätzt oder ablehnt, als vielmehr deren formale Rolle, beziehungsweise Funktion, die diese Person innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges innehat. (vgl. Becks 2006: S 174; Döring 2003: S 405) Insofern werden nach Döring (2003) über formale Beziehungen Menschen in Funktionssysteme eingebunden, deren Telos die Erfüllung von gesellschaftlichen Aufgaben, wie der Transfer von Leistungen oder Gütern, darstellt. Döring (2003) unterscheidet des Weiteren zwischen drei Formen von formalen Beziehungen: die Arbeitsbeziehungen, die Verwaltungsbeziehungen und die Dienstleistungsbeziehungen. Die Beziehungen auf dieser Ebene sind daher relativ neutral gestaltet, das heißt der Grad der emotionalen Involviertheit ist dementsprechend gering, da übertriebene Nähe, aber auch zu große Distanz, die Abwicklung der Aufgaben stören könnten. Klassische Rollenbeispiele für formale Bindungsformen wären zum Beispiel jene des/der Verkäufer/s/in und des/der Käufer/s/in oder des/der Gewählten und des/der

Wähler/s/in (vgl. Döring 2003: S 405), oder aber auch, um es auf ein professionalisiertes, pädagogisches Arbeitsverhältnis zu applizieren: jenes zwischen BetreuerIn und KlientIn.

Persönliche Beziehungen beschreiben weniger die sachliche Ebene des zwischenmenschlichen Kontaktes, als vielmehr die individuelle Beziehungsebene von Personen und deren Emotionalität. Menschen werden in der Regel durch Familie, Verwandte in ein Netz persönlicher Beziehungen hineingeboren und erweitern dieses im Laufe der Zeit durch Freunde und Bekannte. Zentrale Charakteristika für diese Form des Beziehungstyps ist dementsprechend die affektive Ebene, die gefühlsmäßige Verbundenheit seinen Mitmenschen gegenüber. So spielen Zuneigung und Ablehnung, Vertrauen und Misstrauen, sowie die wechselseitige Wertschätzung, sei sie emotional positiv oder negativ konnotiert, eine wesentliche Rolle. Durch persönliche Beziehungen werden Menschen erst in soziale Systeme eingegliedert beziehungsweise eingeführt, und ihnen dadurch ein Gestaltungs- und Handlungsspielraum eröffnet. (vgl. Döring 2003: S 406; vgl. Becks 2006: S 174) Eine klare Zäsur zwischen den formalen und persönlichen Beziehungsebenen ist im Alltag jedoch oftmals nicht gegeben. Während sich aus einer theoretisch- analytischen Perspektive diese Beziehungsebenen klar voneinander trennen und beschreiben lassen, vermengen sie sich oftmals in der Realität. So können beispielsweise formale Arbeitsbeziehungen genauso persönliche Aspekte beinhalten, indem Verhältnisse zu einem/er Arbeitskollegen/in freundschaftliche, feindliche oder erotisch- sexuelle Züge annehmen. (vgl. Döring 2003: S 406)

Neben dieser Klassifizierung von Beziehungstypen lassen sich Beziehungen ebenfalls anhand ihres individuellen qualitativen Aspektes, also ihrer subjektiven Bedeutsamkeit, in Form des Bindungsgrades beschreiben. Döring (2003) differenziert hierbei zwischen starken (strong ties) und schwachen Bindungen (weak ties). Starke Bindungen sind meist intim und emotional, erfordern eine hohe Zeitinvestition und sind über einen längeren Zeitraum beständig. Solche Bindungsformen sind signifikant für zum Beispiel sehr gute FreundInnen, Lebenspartner und nahestehende Verwandte. Schwache Bindungen hingegen haben nur einen geringen Grad an Intimität, da nur wenige gemeinsame Interessen und Aktivitäten vorhanden sind, weswegen sie auch einen geringeren Zeitaufwand zur Beziehungspflege in Anspruch nehmen. In der Regel lassen sich diese Bindungsformen bei Bekannten, (Arbeits)- KollegInnen und entfernten Verwandten finden. (vgl. Döring 2003: S 407f.) Wellman et al. (2008) unterteilen die möglichen

Bindungsformen innerhalb eines Netzwerkes für eine Untersuchung in „intimate ties“ und „routine ties“. Die intime Bindungsform beschreibt hierbei das zentrale Element für die Analyse von engen sozialen Beziehungen, wohingegen unter den „routine ties“ Bindungen verstanden werden, die zumindest drei Mal die Woche stattfinden, unabhängig von der Form des Kontaktes (direkte Begegnung, per Post oder E-mail). (vgl. Wellman et al. 2008: S 137) In einer weiteren Studie im Rahmen des amerikanischen PEW- Institutes unterteilen Wellman et al. (2006) die Bindungen in „core ties“ und in „significant ties“. Die core ties bilden innerhalb dieser Untersuchung die engen Bindungen, wo regelmäßiger Kontakt besteht und die Hilfsbereitschaft, sowie die Bereitschaft über wichtige Belange zu reden, zwischen Personen untereinander vorhanden ist und in Anspruch genommen wird. Wellman et al. (2006) unterscheiden innerhalb der core ties zwischen drei Dimensionen, anhand derer die Intensität der Beziehungsstärke bestimmt wird: anhand des Grades der emotionalen Vertrautheit, des Kontaktes und der Verfügbarkeit von sozialem Netzwerkkapital. Die „significant ties“ bilden innerhalb dieser Untersuchung hingegen die etwas loseren und lockeren Kontakte, wo die Regelmäßigkeit des Kontaktes sowie die Intimität der Beziehungen nicht sehr ausgeprägt ist, die aber immer wieder bedeutsam werden können wenn es um das Einholen von Informationen zum Beispiel geht. (vgl. Wellman et al. 2006: S 3)

Generell lässt sich, wie anhand dieser exemplarisch dargestellten Unterteilungen ersichtlich wird, in Bezug auf die Bindungsintensität von Beziehungen die Differenzierung zwischen starken und intensivierten Bindungsformen, sowie etwas schwächeren und loseren Bindungsformen im wissenschaftlichen Diskurs ausmachen. Während die starken Bindungen für Sicherheit, Vertrautheit und Homogenität stehen, erfüllen die schwachen Bindungen mindestens genauso wichtige soziale Funktionen. Denn schwache Bindungen, so Döring (2003), arrangieren den Kontakt zu Mitmenschen außerhalb unseres engen und persönlichen Umfeldes und sorgen somit bei Statusveränderungen oder kritischen Ereignissen für neue Rollenangebote, Informationen und Orientierungen, die im engeren Beziehungsnetz an sich nicht in dieser Form vorhanden sind. (vgl. Döring 2003: S 408) Vor allem in Bezug auf den virtuellen Sozialraum wird das Konzept der „Stärke der schwachen Bindungen“, welches auf Mark Granovetter (1973) zurückzuführen ist, immer wieder rezipiert und in Untersuchungsdesigns implementiert.

Neben der Mikroebene, die Untersuchungen über Individuen, Gruppen und deren Beziehungen innerhalb des sozialen Netzwerkes ermöglichen, lassen sich auf der Makroebene weitere Merkmale eruieren, die helfen, soziale Netzwerke zu beschreiben und zu analysieren. Döring (2003) führt eine Reihe an Aspekten an, die das gesamte Netzwerk charakterisieren können:

- *die Größe des Netzwerkes:* Hierbei wird die quantitative Anzahl an Personen innerhalb eines Netzwerkes beschrieben.
- *Die Dichte des Netzwerkes:* Die Dichte eines Netzwerkes bezeichnet die Anzahl an Beziehungen, die zwischen den Personen innerhalb eines Netzwerkes existieren.
- *Die Heterogenität des Netzwerkes:* Unter dem Begriff der Heterogenität eines Netzwerkes werden die differenten Beziehungsklassen innerhalb eines Netzwerkes zusammengefasst.
- *Die Variabilität des Netzwerkes:* die Variabilität steht für die Veränderungen innerhalb eines Netzwerkes über einen gewissen Zeitraum (vgl. Döring 2003: S 410).

Aufschluss darüber, wie die mögliche Konstitution eines durchschnittlichen sozialen Netzwerkes beschaffen sein könnte, liefert eine Studie von Wellman et al. (2008), in der die Netzwerke der Befragten Personen hinlänglich der Gemeinschaftsrollen aufgeschlüsselt wurden. So bilden Verwandte und Nachbarschaften in dieser Untersuchung das zentrale Grundgerüst der Netzwerke der befragten Personen. Nahezu jede/r Befragte hatte zumindest eine/n Verwandte/n innerhalb ihres/seines Netzwerkes. Die nachbarschaftlichen Bindungen formten je nach Person zwischen einem Drittel und der Hälfte aller Bindungen innerhalb des Netzwerkes, wobei diese den Großteil der „routine ties“ darstellen, jener Beziehungsform, die schnelle Hilfestellung als auch gesellschaftlichen Zugang ermöglicht, allerdings meistens keine richtig intensiven sozialen Beziehungen inkludiert. Freunde stellen innerhalb dieser Untersuchung den höchsten Anteil an engen sozialen Bindungen, den in dieser Studie genannten „intimate

ties“, dar. Interessant hierbei ist, dass rund 40 % aller als freundschaftlich angesehenen Beziehungen entweder aus früheren Nachbarschafts- und Arbeitsbeziehungen entstanden sind. Die Beziehungen zu ArbeitskollegInnen sind in der Regel selten enge Beziehungen und machten innerhalb dieser Studie maximal ein Drittel aller Bindungen innerhalb eines Netzwerkes aus. Organisationelle Bindungsformen bildeten den geringsten Anteil an den Netzwerken der Befragten, wobei es innerhalb dieser Bindungsform nur selten „intimate ties“ gibt und „routine ties“ überhaupt nicht vorkommen. (vgl. Wellman et al. 2008: S 142ff.)

Da es sich bei Netzwerken nicht um eine statische Bezugsgröße handelt, deren Beschaffenheit determiniert und unveränderlich ist, gibt es eine Reihe von Faktoren, die Einfluss auf die Qualität und Kapazität der Netzwerke einer Person haben könnten. Eine Studie von Franzen (2000), die den etwas polemischen Titel „Does the Internet make us lonely“ trägt, nimmt Bezug auf jene möglichen Faktoren, die die sozialen Netzwerke beeinflussen können. Vor allem sozialdemographische Aspekte wie Bildungsabschluss und der ökonomische Status haben einen gravierenden Impact auf das soziale Netzwerk einer Person. Im Grunde lässt sich als Quintessenz dieser Studie sagen, dass die Höhe des ökonomischen Status einen direkten Einfluss auf die Anzahl der FreundInnen innerhalb eines Netzwerkes hat. Neben dem ökonomischen Status zeigte auch der familiäre Status Wirkung auf die Netzwerkgröße, da verheiratete Personen oder Menschen mit vielen Geschwistern im Durchschnitt eine höhere Netzwerkgröße haben. Geographische Faktoren in Bezug auf den Wohnortort scheinen ebenfalls die Netzwerkgröße zu beeinflussen, da Menschen in ländlicheren Wohngegenden im Schnitt größere Netzwerke aufweisen. Generell neigen nach Franzen (2000) Menschen, die zu mehr Aktivitäten tendieren, sei es innerhalb der Familie oder durch Freizeitaktivitäten wie zum Beispiel Sport, zu einer größeren Anzahl an FreundInnen und Bekannten in ihren Netzwerken. (vgl. Franzen 2000: S 431)

4.1.1: der virtuelle Sozialraum als Netzwerk

Innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses lässt sich der virtuelle Sozialraum ebenfalls in Form von Netzwerken beschreiben und analysieren. Die Auffassung des virtuellen Raumes als Netzwerk fand allerdings erst in den letzten Jahren vermehrt Resonanz und tritt nun zunehmend an die Stelle des von Rheingold (1994) maßgeblich geprägten Terminus der „Virtual Community“. Rheingold (1994), ein nordamerikanischer Wissenschaftsjournalist, definiert den Begriff der Virtual Communities als eine Reihe von sozialen Zusammenschlüssen, die im Netz stattfinden und durch Kontinuität und emotionale Verbundenheit zu persönlichen Beziehungen werden. (vgl. Rheingold 1994: S 16; vgl. auch Fremuth/Tasch 2002: S 17) Ein möglicher Grund für den Terminologiewechsel hin zu dem Netzwerkbegriff mag in der simplen Ursache begründet sein, dass sich die Beziehungen im virtuellen Sozialraum mittlerweile durchwegs als sehr heterogen und pluralistisch präsentieren. Während der Begriff der Virtual Community bei Rheingold (1994) doch eine spezifische Form der Kommunikation und Beziehung im virtuellen Sozialraum beschreibt, lassen sich vor allem im Zeitalter des Social Web und der Etablierung des Internets als gesamtgesellschaftlichen Kommunikationsraum mehrere Beziehungsmuster ausmachen, die anhand des Netzwerkbegriffes besser erfasst werden können. So eigne sich der Begriff der virtuellen Gemeinschaft nach Becks (2006) einfach nicht um die beobachtbaren Phänomene im Internet beschreiben zu können. Vielmehr lassen sich die Sozialgebilde im Internet mit dem Begriff des sozialen Netzwerkes, mitsamt dessen theoretischen Implikationen, wesentlich trefflicher beschreiben. Denn einige im Internet auffindbare Netzwerke haben Gemeinsamkeiten mit sozialen Gruppen, andere ähneln wiederum eher Gesellschaften mit uniplexen Beziehungen. (vgl. Becks 2006: S 184) AutorInnen wie Von Kardorff (2006) hadern zusätzlich mit der Semantik des Begriffes Community, die eine Übersetzung in die deutsche Sprache mit sich bringt. So biete der deutsche Begriff der Gemeinschaft im Vergleich mit dem anglistischen Pendant Anlass zu Missverständnissen, da er nach Von Kardorff (2006) in differenten kulturellen und soziologischen Verweisungszusammenhängen stehe. (vgl. Von Kardorff 2006: S 74)

In Anlehnung an Fremuth und Tasch (2002) lassen sich virtuelle Netzwerke, ebenso wie reale Netzwerke, als „Gruppen von Personen“ definieren, die in einem Beziehungsgeflecht miteinander verbunden sind, deren Kontakt allerdings aber im Gegensatz zu den „klassischen“ Netzwerken nur über die Kommunikation und Interaktion mit elektronischen Medien bestimmt ist. Das Wort Gruppe substituiert hierbei den ungenauen Begriff der Gemeinschaft und anstatt dem Adverb virtuell wird auf die mediatisierte Form der Kommunikation verwiesen. (vgl. Fremuth/Tasch 2002: S 5) Von Kardorff (2006) unterscheidet in seinem Beitrag „virtuelle Netzwerke“ zwischen drei großen Netzwerkbildungen innerhalb des virtuellen Sozialraumes:

- *Personal Communities*: Diese Form virtueller Netzwerke wird von Kardorff als egozentriert beschrieben. Hierbei handelt es sich ausschließlich um bilaterale, also zweiseitige Beziehungsformen, die unterhalten werden. Diese Beziehungen können zum Beispiel mit FreundInnen, Verwandten oder ArbeitskollegInnen unterhalten werden und zeichnen sich meistens durch einen uniplexen Charakter aus.
- *Group Communities*: Bei dieser Netzwerkform kennen sich die teilnehmenden Personen entweder persönlich oder über gleiche Adressen. Sie interagieren per Computer miteinander über einen längeren Zeitraum und schreiben somit eine gemeinsame Kommunikationshistorie. Sie verfolgen gemeinsame Interessen und Ziele und haben mit ihren Beiträgen Einfluss auf deren Entwicklung. Dazu wird dann meistens ein ursprüngliches Sachinteresse in ein Personeninteresse transformiert, damit es über einen längeren Zeitraum zu einer Kommunikationsgemeinschaft kommt. Auch die in der Einleitung bereits genannten virtuellen Gemeinschaften gehören zu dieser Form von Netzwerken, da sie sich eben durch eine kontinuierliche und stabile Kommunikation auszeichnen, und sich somit von willkürlichen und spontanen Interaktionen innerhalb des Netzes abgrenzen.

- *Virtuelle Gruppen*: Diese Netzwerkform ist nach Kardorff die verbindlichste. Sie ist durch Außengrenzen, wie zum Beispiel in Form von Passwörtern, klar identifizierbar und hat fest Mitgliedsregeln. Die Mitglieder dieser Netzwerksform haben multilaterale und multiplexe Beziehungsformen und bilden untereinander ein Gefühl der Zusammengehörigkeit aus. (vgl. Von Kardorff 2006: S 74)

Das Beziehungsgefüge im Internet offenbart sich bei genauerer Betrachtung viel mehr als ein Konglomerat jener vielfältigen Beziehungsformen, wie sie eben auch in sozialen Netzwerken zu finden sind. Vor allem die Durchsetzung des virtuellen Sozialraumes als Kommunikationskanal führte zu einer Pluralisierung der Beziehungsformen, da die Kommunikation über den virtuellen Sozialraum zunehmend selbstverständlicher und zudem wichtiger für die Kontaktpflege von realen Bekanntschaften, auch Offline-Beziehungen genannt, wurde. Die virtuellen Netzwerke sind in Folge dessen nicht mehr eindeutig von den realen Netzwerken zu trennen, vielmehr sind sie zunehmend ineinander verwoben. Eine reine Dichotomisierung in so genannte Offline- und Onlinebeziehungen wird demnach mittlerweile vermehrt als obsolet angesehen. Vielmehr handelt es sich nach Döring (2003) bei Beziehungen im Bereich des Internets heutzutage um hybride Beziehungsformen, die sowohl auf Online- als auch Offlinebeziehungen basieren. (vgl. Döring 2003: S 424) Generell können in Computernetzwerken sowohl bereits existente soziale Beziehungen gepflegt als auch neue erschlossen werden. Je intensiver Beziehungen zu Internetbekanntschaften werden, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass diese dann auf mehreren medialen Ebenen fortgeführt werden, bis hin zu realen gemeinsamen Treffen. Online- und Offlinebeziehungen sind daher meist keine separierten Phänomene innerhalb sozialer Netzwerke, vielmehr überlappen sie sich in vielen Fällen. (vgl. Becks 2006: S 184)

Wenig überraschend stellt daher die Kohäsion der virtuellen und realen Netzwerke einen für die sozialwissenschaftlichen Disziplinen seit jeher interessanten Untersuchungszusammenhang dar. Ähnlich wie in der im vorangegangenen Kapitel vorgestellten Raumdebatte bezüglich der Destruktion, beziehungsweise der Generierung neuer Räumlichkeiten in Bezug auf den virtuellen Raum, lässt sich auch in den Anfangstagen jener Forschung, die sich mit den Beziehungen im virtuellen Raum und deren Auswirkungen auf die realen sozialen Netzwerke auseinandersetzt, der Hang zum Pessimismus feststellen. Stellvertretend für die Positionen, die im Internet einen negativ

konnotierten Einfluss auf die realen sozialen Netzwerke und die InternetnutzerInnen selbst befürchten, fasst Franzen (2000) die vermeintlichen Ängste und Befürchtungen in zwei zentralen Punkten zusammen. Ein Grund, warum einige SoziologInnen einen negativen Impact auf die sozialen Netzwerke der InternetnutzerInnen befürchten, lässt sich mit der Phrase „Privatisierung des Konsums“ beschreiben. Dieses Argument rekurriert im wesentlichen auf die Behauptung, dass es durch die Möglichkeit des privaten Erwerbs von Gütern, die früher gemeinsam genutzt wurden, zu einer Reduzierung der persönlichen Begegnungen (Face to Face Kontakte) kommt: und das Internet könnte diesen Vorgang fördern, beziehungsweise beschleunigen. So könnte der Kauf von privaten Gütern und das Einholen von Informationen vermehrt über das World Wide Web stattfinden, zulasten der persönlichen Transaktionen. Über den Einkauf von Gütern im Internet könnte es in Folge der Privatisierung von Konsum zu einer Privatisierung von Transaktionen kommen, welche durch den Wegfall von sozialen Kontakten einen negativen Effekt auf die sozialen Netzwerke hätten. (vgl. Franzen 2000: S 427f.; vgl. auch Franzen 2003: S 342) Das zweite Argument bezieht sich auf die Wirkung, die neue Kommunikations- und Unterhaltungstechnologien auf das Freizeitverhalten der NutzerInnen haben können. Es wird befürchtet, dass es durch die „Individualisierung von Freizeit“ (individualization of leisure time) zu einer sozialen Isolation kommen könnte, indem sich Menschen in ihrer Freizeit bevorzugt mit Medien wie dem Internet auseinandersetzen und dadurch den Kontakt mit Familie, FreundInnen und NachbarInnen drastisch reduzieren. (vgl. Franzen 2000: S 428; vgl. auch Franzen 2003: S 341)

Die meisten Studienergebnisse widerlegen allerdings im Großen und Ganzen die apokalyptischen Befürchtungen, die Nutzung des Internets würde zu sozialer Isolierung beitragen. So kamen beispielsweise Wellman et. al. bereits 2001 in ihrer Studie bezüglich der Wirkung des Internets auf das soziale Kapital von Personen zu der Erkenntnis, dass die Nutzung des Internets weder den utopischen Traum einer „greater community“ erfülle, noch zum dystopischen „nightmare of greater alienation“ führe. (vgl. Wellman et al. 2001: S 20) Franzen (2000) konnte ebenfalls keinen negativen Einfluss auf die sozialen Netzwerke eruieren. Diejenigen Personen, die über einen längeren Zeitraum sich mit dem Internet auseinandersetzten, hatten die gleiche Anzahl an engen FreundInnen und verbrachten genauso viel Zeit mit ihnen wie Menschen, die das Internet nur über einen kurzen Zeitraum nutzten. (vgl. Franzen 2000: S 435)

Jüngere Studien und theoretische Zugänge betrachten die virtuellen und realen Netzwerke nicht mehr als voneinander separierte Phänomene und beschäftigen sich deswegen mittlerweile vor allem mit der immer größer werdenden Überschneidung der virtuellen Netzwerke mit den realen. So merkt Von Kardorff (2006) an, dass das Internet vor allem als Technologie gesellschaftliche Entwicklungen unterstützt, aber nicht unbedingt zwangsweise verursacht. (vgl. Von Kardorff 2006: S 79) Die traditionelle Orientierung an lokalen Gruppen wie der Nachbarschaft oder dem Dorf weicht zusehends Gemeinschaften, die verstreuten sozialen Netzwerken gleichen. Neben Verwandten und Nachbarn, die die klassische Basis von Netzwerken bilden, werden diese durch immer wichtiger werdenden Beziehungen zu FreundInnen und ArbeitskollegInnen stetig erweitert. Wellman (2006) bezeichnet diese gesellschaftliche Entwicklung hin zu bilateralen Beziehungsnetzen, sei es im virtuellen Sozialraum oder der realen Welt, als „networked individualism“. Die Kommunikationsmedien ermöglichen und unterstützen hierbei vor allem diese Tendenz, so genannte ehemals zentrale „house to house relationships“ entwickeln sich zunehmend zu „person to person“ Kontakten. (vgl. Wellman 2006 et al.: S 1f.) Diese neue Form des „networked individualism“ eröffnet daher erstmals die Option, sich soziale Beziehungen zu einem Großteil nach eigenem Gutdünken zusammenzustellen und deren Bindungsintensität eigenständig zu regulieren- und ohne Druck von außen nach eigenem Willen auch wieder zu verlassen. Laut Von Kardorff (2006) sind diese Entwicklungen dabei vor allem als Reaktionen auf Tendenzen wie ein gesteigertes Mobilitätsverhalten aufgrund von Beruf oder Ausbildung, sowie der Tendenz zur multilokalen Familie, zu betrachten. (vgl. Von Kardorff 2006: S 79f.)

Das Internet als Kommunikationsmedium ermöglicht hierbei vor allem die Aufrechterhaltung der Netzwerke. Als Medium konkurriert es nicht neben anderen klassischen Medien wie dem Telefon, sondern integriert sich ergänzend in bereits existente Kommunikationsmuster. Die Zeiten, als das Internet nur für „wizards and geeks“ von Interesse war, sind vorbei. Vielmehr wurde das Internet im Laufe der Jahre zu einem integralen Bestandteil der kommunikativen Alltagswelt von Menschen. Zudem gibt es nach Wellman et al. (2006) bei der Internetnutzung eine mediale Multiplexität; je mehr sich Menschen sehen und miteinander via Telefon kommunizieren, desto öfter nutzen sie auch das Internet als Medium. Die Konnektivität, die Medien wie das Internet bieten, werden zudem auch gerne in Anspruch genommen, wenn es darum geht, Personen aus den eigenen Netzwerken um Hilfe zu bitten. (vgl. Wellman 2006: S 1) Das Internet

reagiert nach Wellman/Haythornthwaite (2001) dabei eben vor allem auf bereits bestehende und etablierte Formen der Vergesellschaftung, seien es lokale Beziehungen oder Fernbeziehungen, Verwandte und FreundInnen, starke und schwache Bindungen, und expandiert diese. (vgl. Wellman/Haythornthwaite 2001: S 4) Virtuelle Netzwerke, beziehungsweise Communities, verdrängen deshalb nicht die bestehenden sozialen Netzwerke, bestehend aus Familie, FreundInnen, ArbeitskollegInnen etc., vielmehr werden diese eben von gerade jenen nach Deterding (2009) vermehrt benutzt, da sie den Alltag unter den Bedingungen moderner „Globalität“ vereinfachen. Medien wie Mobiltelefonie oder das (Funk) Internet lösen dabei zusehends die Disparität zwischen Online und Offline Interaktion auf. Möglicherweise, so Deterding, (2009), wird eine Differenzierung in virtuell und face to face/real in hochtechnisierten Gesellschaften bald obsolet. Der Alltag von Menschen würde dann nicht mehr in real oder virtuell untergliedert werden, sondern an einer hybriden Schnittstelle wäre Gemeinschaft dann einfach nur Gemeinschaft. (vgl. Deterding 2009: S 129f.) Thiedke (2008) spricht in diesem Kontext von einer zunehmenden virtualisierten Vergemeinschaftung, die als Reaktion auf spezifische gesellschaftliche Kommunikationsbedingungen anzusehen sei. (vgl. Thiedke 2008: S 68) Während also manche Stimmen innerhalb des Diskurses für eine Egalisierung der Zäsur zwischen den Begrifflichkeiten real und virtuell eintreten, behalten andere wiederum diese terminologische Trennung bei. Gemein ist aber vielen Stimmen, dass sie der Kommunikation im virtuellen Sozialraum erhöhte gesellschaftliche Relevanz zusprechen. Computervermittelte Kommunikation stellt nach jüngeren Forschungszugängen somit zunehmend einen integralen Anteil an alltäglicher Kommunikation dar, die hilft, gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden. Ganz in diesem Sinne könnte man in den Worten von Wellman und Hogan (2004) sagen: *„online communications have become – and probably always were – immanent parts of the real world“*. (Wellman/Hogan 2004: S 4)

Zusammenfassend lässt sich resümieren, dass in den früheren Tagen der Internetforschung der (negative) Einfluss des neuen Mediums auf den Menschen und seine unmittelbare soziale Umgebung, sowie die Online- Beziehungsformen, im Epizentrum des wissenschaftlichen Interesses standen, jüngere Forschungszugänge betrachten das Internet hingegen vermehrt als ein gesellschaftliches Kommunikations- und Interaktionsmedium, dessen Netzwerke nicht nur die realen gesellschaftlichen reflektieren und integrieren, sondern ebenfalls expandieren. Somit werden nicht nur

existente reale Beziehungen über das Internet gepflegt und erweitert, sondern auch neue Bekanntschaften erschlossen. Bei Becks (2006) lassen sich zusammenfassend nochmals jene zentralen Aspekte finden, die die gerade eben dargelegte Bedeutsamkeit von computervermittelter Kommunikation hinsichtlich sozialer Beziehungen noch einmal hervorheben:

1. Im Internet können sich verschiedenste Beziehungsmuster entwickeln, von schwachen, formalen und eher sachbezogenen Beziehungen bis hin zu starken sozialen Beziehungen.
2. Es können bereits bestehende Beziehungen auf bequeme und günstige Art und Weise gepflegt als auch Kontakte zu bisher fremden Menschen hergestellt werden.
3. Obwohl es nicht zur Gänze auszuschließen ist, dass das Internet als Medium andere Kommunikationsformen verdrängt, verweisen die bisherigen Befunde allerdings eher auf eine komplementäre Nutzung des Mediums, welches zusätzlich zur Anregung zusätzlicher Kommunikation förderlich sein könnte.
4. Der Aufbau und die Pflege von im Netz generierten starken sozialen Beziehungen erfordern einen hohen zeitlichen Aufwand und dürften nach Becks (2006) wohl nur IntensivnutzerInnen von Onlinekommunikation möglich sein. Diese sind dann auch statistisch überproportional dazu bereit, jene im Netz aufgebauten Beziehungen auf anderen medialen Ebenen weiter zu vertiefen.
5. Tendenziell führe die Nutzung der computervermittelten Kommunikation zu einer Stabilisierung der Kernnetzwerke und zu einer Expansion der Peripherie des Netzwerkes. (vgl. Becks 2006: S 184f.)

4.1.2: Social Network- Sites

Vor allem in den letzten Jahren erfreute sich eine Anwendungsform innerhalb des Social Web zunehmend größerer Beliebtheit, die die Virtualisierung sozialer Netzwerke und Beziehungen bereits im Namen trägt: die so genannten Online Social Network Sites. Während das Phänomen der Social Network Sites im deutschsprachigen Raum erst langsam vermehrt Resonanz im wissenschaftstheoretischen Diskurs findet, sind sie im nordamerikanischen Sprachraum schon seit einigen Jahren Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen. Dennoch lässt sich bisher für den Begriff der Online Social Network Sites keine allgemeingültige Definition beanspruchen. Eine gängige und gern rezipierte Definition von Social Network Sites stammt von Boyd und Ellison (2007), die als eine der Ersten sich mit dem Phänomen der Online Social Network Sites auseinandergesetzt haben. Boyd und Ellison definieren Online Social Networks recht allgemein und weit gefasst als „*web based services that allow individuals to (1) construct a public or semi-public profile within a bounded system, (2) articulate a list of other users with whom they share a connection, and view and traverse their list of connections and those made by others within the system.*“ (Boyd/Elison 2007: o.S.)

Das Prinzip von Online Social Network Sites ist somit eigentlich recht simpel beschrieben: Es werden (semi) öffentliche persönliche Profile von den NutzerInnen innerhalb eines gebundenen Systems generiert, die verschiedenste Daten und Informationen über sich preisgeben. Gleichzeitig können sich die NutzerInnen mit ihren Profilen mit anderen Personen und deren angelegten Profilen „vernetzen“, wodurch ein virtuelles soziales Netzwerk an Kontakten, Bekannten und FreundInnen entsteht. Innerhalb dieses virtuellen Netzwerkes können deren Mitglieder untereinander kommunizieren, sowie Informationen und unterschiedliche Daten, beziehungsweise Inhalte, einander übermitteln. Das Spektrum der Möglichkeiten reicht dabei von Informationen und Daten, die mit dem gesamten virtuellen sozialen Netzwerk geteilt werden können, bis hin zu einer bilateralen Kommunikationsebene, indem private Nachrichten oder Daten an einzelne AdressatInnen in Form von zum Beispiel Chatnachrichten oder Mail verschickt werden. Zudem haben die NutzerInnen oftmals auch die Option darüber zu entscheiden, ob und welche Daten ihres Profils, beziehungsweise welche Möglichkeiten der Kontaktaufnahme, sie Personen und allgemein der Öffentlichkeit außerhalb ihres virtuellen Netzwerkes bereitstellen. Dabei

können Online Social Network Sites nach Franz Josef Röhl (2010) hinlänglich ihrer differenten Intention klassifiziert werden. So sind manche Social Network Sites um themenbezogene Inhalte strukturiert, andere sind eher tauschorientiert oder transaktions- und unterhaltungsbezogen. Des Weiteren kann zwischen Freundesnetzwerken wie zum Beispiel Facebook, MySpace und StudiVz, sowie professionellen Netzwerken wie Xing (berufliche Kontakte) oder LinkedIn unterschieden werden. (vgl. Röhl 2010: S 209)

Richter und Koch (2008) unterteilen den Funktionsumfang von Online Social Network Diensten in 6 zentrale Punkte:

- **Identitätsmanagement:** Unter Identitätsmanagement wird die Form der Selbstrepräsentation auf Social Networking Sites verstanden. Hierbei werden persönliche Daten teleologisch und bewusst den anderen Mitgliedern des virtuellen sozialen Netzwerkes zur Verfügung gestellt. Dies kann über das Profil als auch über andere Funktionen des Social Network Dienstes, wie zum Beispiel die virtuelle Pinnwand oder das Beitreten von Interessensgruppen, geschehen.
- **Expertensuche:** Die Expertensuche in Social Network Diensten dient vorwiegend der Nutzung von impliziten Wissen. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen der aktiven Suche durch die NutzerInnen nach gewissen Inhalten, sowie der durch das Netzwerk generierten Vorschläge möglichen interessanten Kontakten.
- **Kontextawareness:** Darunter wird der Vertrauensaufbau durch Aufzeigen des gemeinsamen Kontextes innerhalb der Social Network Dienste verstanden. Dies geschieht meistens anhand der visualisierten Darstellung des eigenen Netzwerkes und der gemeinsamen bekannten Personen, aber auch anhand von dargestellten Informationen innerhalb des Profils.
- **Netzwerkawareness:** Die Funktion der Netzwerkawareness bezieht sich auf den Status und die Veränderungen innerhalb des eigenen, persönlichen Netzwerkes. Social Network Dienste ermöglichen einen hierbei raschen Überblick über die Aktivitäten der einzelnen Kontakte.

- **Kontaktmanagement:** Die Pflege und Verwaltung der eigenen Netzwerkmitglieder stellt ein zentrales Element aller Social Network Dienste, sowie der Motivation zur Nutzung durch ihre Mitglieder dar. Dabei spielt nach Richter und Koch (2008) die Möglichkeit der Vernetzung eine elementare Rolle. Die NutzerInnen aktualisieren und verwalten hierbei lediglich ihre eigenen Daten. Einige Netzwerke bieten zusätzlich die Option des Exportes der Daten der Kontakte an. Somit können Kontakte und Netzwerke sehr individuell verwaltet und geordnet werden, wobei die Umsetzung auf den unterschiedlichen Plattformen variiert.
- **Unterstützung eines gemeinsamen Austausches:** Eine weitere Funktion von Social Network Diensten ist die Möglichkeit des „in Kontakt treten“ über die jeweilige Plattform. Dies kann unter anderem über Foren, Statusmeldungen, Chat- oder Emailfunktionen geschehen, je nachdem ob man das gesamte Netzwerk oder einzelne Teile dessen, beziehungsweise einzelne Personen ansprechen möchte. (vgl. Richter/Koch 2008: S 1244 – S 1248)

Ein wesentlicher Grund, weshalb das Phänomen der Social Network Sites zunehmend zum Gegenstand wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses avanciert, liegt in der Möglichkeit der visualisierten Darstellung und Offenlegung der eigenen sozialen Netzwerke. So liegt der Hauptnutzungszweck der Social Network Sites meistens weniger im „networking“, also der Erweiterung des Kontaktkreises durch (fremde) Personen, als vielmehr im Management und der Verwaltung des bereits offline existenten sozialen Netzwerkes. Aus diesem Grund lehnen manche AutorInnen wie Boyd und Ellison (2007) die ebenfalls gebräuchliche Bezeichnung der Social Networking Sites ab, da diese primär die Techniken des Netzwerkens implizieren. Zwar sei „networking“ auch auf Social Network Sites durchaus möglich, jedoch oftmals nicht das zentrale eigentliche Interesse, vielmehr stehe die Kommunikation mit dem eigenen erweiterten sozialen Netzwerk im Vordergrund. (vgl. Ellison/Boyd 2007: o. S.) Das freundschaftszentrierte soziale Netzwerkportal Facebook verdeutlicht hierbei exemplarisch den Trend der Vernetzung im Internet: Laut der Zeitung „der Standard“ waren im Februar 2012 mehr als 845 Millionen Menschen Mitglied des weltweit größten freundeszentrierten sozialen Netzwerkportals der Welt. (vgl. DerStandard 4 2012: o.S.) Es scheint, so nach Röll (2010), als bestche ein

Bedürfnis nach zwischenmenschlicher Kommunikation und Beziehungen, welches die Social Network Sites aufgreifen. Bisherige soziale Kontakte werden über diese Plattformen erweitert zur Verbesserung der realen und virtuellen Alltagskultur. (vgl. Röll 2010: S 222) AutorInnen wie Ebersbach et al. (2008) führen das gestiegene mediatisierte Kommunikationsbedürfnis dabei auf die zunehmende Fragmentierung moderner Gesellschaften zurück. So lösen sich Freundschaftsbeziehungen und familiäre Bindungen zunehmend rasch auf, und an deren Stelle treten Patchwork Familien und Single Haushalte. Zudem trage eine steigende Bildungs- und Arbeitsmigration aufgrund flexibilisierter Arbeitsmärkte ebenfalls zur Isolation vieler Menschen bei. Das Social Web und allen voran die Social Network Sites helfen hierbei vor allem bei der Wiederherstellung des Sozialen. So werden über Social Network Sites „zerstörte Beziehungen und Netzwerke“ wiederhergestellt. Nicht zuletzt werden daher über diese Plattformen zum Beispiel alte Schulbekanntschaften und FreundInnen aus dem ehemaligen Heimatort oftmals gesucht und wiedergefunden. (vgl. Ebersbach et al. 2008: S 198f.)

4.2: Soziales Kapital

Wenn es um Netzwerkanalysen und um die Semantik von Beziehungen, sowie deren Auswirkungen auf die Befindlichkeit von Individuen oder gar Gesellschaften geht, hat sich vor allem in den letzten Jahren das Konzept des Sozialkapitals im wissenschaftlichen Diskurs etabliert. Als Begriff bildet das soziale Kapital eine Kapitalform, die von manchen AutorInnen der Dominanz des ökonomischen Kapitals (Geld), sowie dem Kapitalismus an sich, kritisch gegenübergestellt wird. AutorInnen wie Dahrendorf (1995) kritisierten bereits Mitte der 90-er Jahre die kapitalistische Produktionsweise im Zuge der Globalisierung. So warnt Dahrendorf (1995) vor einer „amoklaufenden Ökonomisierung“, innerhalb derer die Bewältigungsstrategien der Unternehmen einen schadhaften Einfluss auf das Sozialkapital der Menschen hätten. Um den Paradigmen der Effizienz und der Wettbewerbsfähigkeit gerecht werden zu können, brauche es die „soziale Entwurzelung“ der Bevölkerung als Bedingung. Zwar seien solche Prozesse oftmals unvermeidbar, dennoch gelte es nach Dahrendorf (1995) den destruktiven Folgen auf das zwischenmenschliche Zusammenleben, die daraus resultieren, entgegenzuwirken. (Dahrendorf 1995: S 10) Generell wird das Konzept des Sozialkapitals oftmals von diversen AutorInnen als ein Heilmittel für gesellschaftliche Problematiken angesehen,

was auch die verstärkte Rezeption des Konzeptes in den letzten Jahren erklären könnte. So sehen einige AutorInnen den aktuell hohen Stellenwert des Konzeptes von Sozialkapital im wissenschaftlichen Diskurs vor allem in der ihm zugeschriebenen positiven Wirkung auf die zahlreichen Übel unserer Zeit. Das Konzept des Sozialkapitals wird hierbei mit dem Funktionieren und Bestehen von Demokratien und Institutionen in Verbindung gebracht, sowie „pathologischen gesellschaftlichen Phänomenen“ wie Suizid, Drogenmissbrauch und Kriminalität im Allgemeinen. (vgl. Westle/Gabriel 2008: S 5)

Auf die Ursprünge des Konzeptes von Sozialkapital bezogen gilt Pierre Bourdieu (1983) als einer der Vorreiter. Bei Bourdieu (1983) ist Sozialkapital per Definition *„die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen, gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind.“* (Bourdieu 1983: S 190) Bourdieu (1983) verwendete den Terminus des Sozialkapitals erstmals systematisch. Sozialkapital bildet bei Bourdieu (1983) das umgangssprachliche „Vitamin B, welches einem Tür und Tor öffnet“. Sozialkapital wird in Bourdieus (1983) Konzeption als eine Ressource verstanden, die von einem Individuum besessen wird und zur Förderung, beziehungsweise zur Durchsetzung, dessen Ziele eingesetzt werden kann, obwohl Bourdieu (1983) auch den relativen Beziehungscharakter von Sozialkapital akzentuiert. Bourdieus (1983) Sozialkapital Begriff operiert damit vor allem auf der Mikroebene. Sozialkapital bildet aber nur einen Teil der Kapitalausstattung, über die ein Mensch verfügen kann, denn neben dem Begriff des Sozialkapitals setzt Bourdieu (1983) jene des ökonomischen und kulturellen Kapitals, wobei jene differenten Kapitalarten in einem starken Zusammenhang stehen. So hängt die Qualität und der Umfang des sozialen Kapitals eng mit der Höhe des ökonomischen (Geld) und der Qualität des kulturellen Kapitals (Ausbildung) zusammen, womit soziales Kapital zu einem zentralen Element von Klassenstrukturen wird. Wer über das eine Kapital besitzt, wird auch über die anderen Kapitalien verfügen, so die Überlegung Bourdieus (1983). Gegenwärtig wird allerdings Bourdieus Konzept des Sozialkapitals innerhalb der Forschung eigentlich kaum rezipiert und wahrgenommen. Dies liegt nach Westle und Gabriel (2008) möglicherweise zum einen daran, dass Bourdieus Konzept an manchen Stellen noch recht unausgereift zu sein scheint, zum anderen daran, dass Bourdieu (1983) das Konzept stark an Erhaltung und die Reproduktion von sozialer Ungleichheit gekoppelt hat. Bourdieus (1983) sozialkritische (neomarxistische) Auffassung von Sozialkapital steht im Widerspruch mit

dem breiten Konsens innerhalb des Diskurses, der das Konzept des Sozialkapitals gerne als Lösung der Übel der modernen Gesellschaften betrachtet. (vgl. Westle/Gabriel 2008: S 22-27)

Ein weiterer Vertreter, der das Konzept des sozialen Kapitals maßgeblich beeinflusst hat, ist James S. Coleman. Bei Coleman beschreibt soziales Kapital eine spezifische Handlungsressource von individuellen und kollektiven AkteurInnen. Im Gegensatz zu Bourdieu ist das Sozialkapital aber nicht an die einzelnen Personen gebunden, sondern an die Beziehungen der einzelnen AkteurInnen untereinander. Das Entscheidende am sozialen Kapital ist viel weniger dessen Erscheinungsform, als dessen Funktion. Durch soziales Kapital werden Handlungen und das Erreichen von bestimmten Zielen von Personen erleichtert, es ist aber keine Eigenschaft der Personen, sondern vielmehr in deren Beziehungen und sozialen Kontexte eingebunden. Sozialkapital ist bei Coleman durch mehrere Aspekte wie die Vertrauenswürdigkeit des sozialen Umfeldes als auch durch das Ausmaß an gegenseitigen Verpflichtungen gekennzeichnet. Weitere Formen von Sozialkapital bilden bei Coleman die Informationskanäle über die Personen verfügen, sowie soziale Normen wie Prosozialität und Selbstlosigkeit. Als wichtig für die Entstehung und Anhäufung von Sozialkapital wird bei Coleman die Geschlossenheit des sozialen Kontextes angesehen, also dadurch, dass jedes einzelne Mitglied mit jedem anderen direkt oder indirekt verknüpft ist, da geschlossene Strukturen die Herausbildung von kollektiven Normen unterstützen. (vgl. Westle/Gabriel 2008: S 28ff.)

Im Gegensatz zu Bourdieu und Coleman konzentriert sich Putnam, ebenfalls ein populärer Vertreter des Konzeptes, in seiner Forschungsarbeit im Wesentlichen auf die gesamtgesellschaftliche Auswirkung (Makroebene) von Sozialkapital. Familie, Bekannte und Freunde als Netzwerke stellen wichtige Werte für Menschen dar, auf die man in entsprechenden krisenhaften Situationen zurückgreifen kann. Dies gilt bei Putnam sowohl für die individuelle Mikroebene, als auch für die gesellschaftsbezogene Makroebene. Gemeinschaften mit großen, differenzierten sozialen Netzwerken haben es daher einfacher gesellschaftlichen Problemen wie Armut zu begegnen und Konflikte zu lösen, sowie Vorteile aus neuen Optionen zu generieren. Vor allem dem Engagement in Vereinen und Verbänden mißt Putnam bei der Herstellung von sozialen Werten und Vertrauen einen großen Stellenwert bei. Den zunehmenden Rückgang an der Beteiligung in Vereinen und Organisationen in den USA- und dadurch ein Schwinden an sozialem Kapital, sieht

Putnam vor allem im medientechnisch induzierten veränderten Freizeitverhalten der BürgerInnen begründet. So verhindere der gestiegene Fernsehkonsum zunehmend den Aufbau und die Pflege von Beziehungen, was zu einem Verlust an sozialem Vertrauen führen und zudem die Aggression bei Kindern steigern würde. (vgl. Westle/Gabriel 2008: S 31ff.) Putnam definiert Sozialkapital im Wesentlichen als die Verbindung zwischen Individuen: den sozialen Netzwerken und die in ihnen geltenden Werte und Normen der Reziprozität und der Vertrauenswürdigkeit. (vgl. Putnam 2000: S 19)

Die Definition bezüglich dessen, was Sozialkapital nun schlussendlich wirklich sei, gestaltet sich aufgrund der mittlerweile pluralistischen und heterogenen Ansätze bisweilen als schwierig. Vielmehr lässt sich innerhalb der fachspezifischen Literatur keine allgemeingültige Definition bisher eruieren. Es handelt sich bei dem Terminus des Sozialkapitals in Folge dessen nicht um ein einheitliches rezipiertes Konzept, als vielmehr um ein Konglomerat von diversen theoretischen Ansätzen und Untersuchungsdesigns. Jansen (2003) differenziert aufgrund der bisherigen relevanten theoretischen Konzeptionen innerhalb des Diskurses zwischen sechs Werten beziehungsweise Ressourcen, die Sozialkapital vermitteln kann:

- **Familien- und Gruppensolidarität:** Eine Form des sozialen Kapitals kann durch zum Beispiel in sich geschlossene Gruppen, wie die Familie, vermittelt werden. Im Zentrum stehen hierbei vor allem die engen, nahestehenden und häufigen Beziehungen, die Personen untereinander unterhalten, auch „strong ties“ genannt. Starke Bindungsformen haben allerdings auch ihre negativen Kehrseiten, wie starke soziale Kontrolle und die Gefahr der Polarisierung zwischen verfeindeten Gruppen.
- **Vertrauen in die Geltung universalistischer Normen:** Gute Sitten, Normen und Vertrauen in rechtstreu Verhalten sind ebenfalls eine Form von Sozialkapital und angebunden an Sozialstrukturen. Hier spielen vor allem die „weak ties“, die schwachen Bindungsformen, eine zentrale Rolle für die Entstehung des sozialen Kapitals. Sie sind es, die Gesellschaften trotz all der sozialen und funktionalen Differenzierung integrieren und das Vertrauen in Normen und staatliche Rechtssysteme fördern.

- **Information:** Eine weitere Form von Sozialkapital stellen so genannte Informationskanäle dar. Wer über die Möglichkeit des raschen Informationsflusses aus diversen Quellen verfügt, dem /der offenbaren und ebnen sich auch eher günstige Gelegenheiten. Auf diese Form von Sozialkapital hat vor allem Granovetter (1973) mit seiner These von der „Stärke der schwachen Beziehungen“ hingewiesen.
- **Macht durch strukturelle Autonomie:** Strukturelle Autonomie bildet nach Jansen (2003) die vierte Form sozialen Kapitals. Eine Person verfügt dann über strukturelle Autonomie, wenn sie als so genannter Cutpoint strukturelle Lücken überbrücken kann. Dies bedeutet, dass eine Person quasi als VermittlerIn zwischen zwei voneinander getrennten Gesellschaftsgruppen agieren kann und durch zum Beispiel Informationsvorsprünge, die sich aus der guten Positionierung ergeben, Gewinne für sich erzielen kann.
- **Selbstorganisationsfähigkeit von Kollektiven: Hierarchisierung und Stratifizierung:** Netzwerke bestehen meistens nicht nur aus „strong ties“, sondern sind entweder hierarchisch oder nach einem Peripherie- Zentrum Schema angeordnet. Innerhalb dieser Netzwerke gibt es auch Wettbewerb und Konkurrenzkampf im Sinne eines „Mehr Seins oder „Mehr- Habens“. Der Besitz von als wertvoll angesehenen knappen Ressourcen führt zu asymmetrischen Beziehungsmustern, die sich aus Sicht einer einzelnen Person innerhalb des Netzwerkes in Attributen wie Prestige oder Status äußern. Ansehen, Einfluss und hohes Prestige wird dabei von den AkteurInnen nicht über strukturelle Lücken generiert, sondern indem andere Personen mit hohem Prestige innerhalb des Netzwerkes ihnen ihr Ansehen bekunden. Je höher Personen auf dieser Rangskala verortet sind, desto eher eignen sie sich für Tätigkeiten wie Sanktionierungen oder Koordinierung von Aufgaben. Positionen mit hohem Prestige und Zentralität innerhalb eines Netzwerkes werden dabei um ihrer selbst Willen zum Ziel von Tausch- und Operationsangeboten anderer. Dadurch setzt ein sich selbst verstärkender Prozess ein, der zu einer so genannten Stratifizierung der Personen führt.

- **Macht durch sozialen Einfluss:** Bei Machteinfluss kann nach Jansen (2003) unterschieden werden zwischen Macht durch strukturelle Autonomie und Macht durch sozialen Einfluss. Dies lässt sich am Beispiel von Netzwerken in Unternehmen beispielhaft verdeutlichen. Während die meisten Manager von Beziehungen zu untereinander kaum oder nur schwach verbundenen Kontaktpersonen profitieren, gestaltet sich dies für Jung-ManagerInnen und Frauen anders. Jene profitieren eher von starken Beziehungen zu hochrangigen Personen innerhalb des Netzwerkes, da die Legitimität von „Frischlingen“ und Frauen oftmals hinterfragt wird. Frauen und Jung-ManagerInnen erhalten Vorteile daher hinsichtlich ihres beruflichen Aufstieges mehr durch sozialen Einfluss aufgrund starker Bindungsformen, als durch Freiheit von Zwängen, die durch die strukturelle Autonomie gewonnen werden. (vgl. Jansen 2003: S 28ff.)

Zusammenfassend und all die bisherigen „klassischen“ Definitionen inkludierend wird der Terminus des sozialen Kapitals bei manchen AutorInnen umschrieben als „ein Konstrukt bestehend aus drei Elementen, den sozialen Beziehungen (Netzwerke, Vereine), dem Grundvertrauen, welches man seinen Mitmenschen gegenüber erbringt, und ein Konglomerat an Werten und Normen, die gemeinschaftliche Solidarität fördern“. (vgl. Westle/Gabriel 2008: S 5 und Franzen/Pointner 2007: S 86) Eine knappere und etwas jüngere Definition von Sozialkapital lässt sich bei Jansen (2003) finden. Soziales Kapital ist nach Jansen (2003) jener Teil der Sozialstruktur, der ein erweitertes Handlungsfeld eröffnet. Jedoch ist den handelnden AkteurInnen die Entstehung von Sozialkapital meistens nicht bewusst, es wird vielmehr häufig beiläufig mit anderen Handlungen produziert und kann daher nur schwerlich gezielt hergestellt werden. Es ist dabei nicht eine Eigenschaft, die besessen werden kann, sondern abhängig ist von den direkten und indirekten Beziehungen von Personen innerhalb des Netzwerkes. (vgl. Jansen 2003: S 26f.)

AutorInnen wie Franzen und Pointner (2007) wiederum sprechen sich gerade aufgrund der komplexen und pluralistischen, und daher sehr unpräzisen Konzeptionen von Sozialkapital, für eine enger gefasste, möglichst universelle Definition aus. Von Sozialkapital im Sinne von Kapital könne nach Franzen und Pointner (2007) daher nur gesprochen werden, wenn die Möglichkeit zur Investition und zur Rendite besteht. Dies bedeutet, dass Sozialkapital aus diesem Gedanken heraus als eine Ressource aufgefasst

werden muss, die Menschen innerhalb ihrer Netzwerke erhalten können. Weder in Werte, Normen oder Vertrauen kann sinngemäß investiert werden, vielmehr handle es sich nach Ansicht der AutorInnen bei diesen Eigenschaften zwar um essentielle und wertvolle Eigenschaften, die Einfluss auf Beziehungen und Individuen haben, jedoch werden diese oftmals durch die Netzwerke und ihre Strukturen mitbestimmt und sind daher, um die Trennschärfe zu wahren, vom Begriff des Sozialkapitals zu trennen. (vgl. Franzen/Pointner 2007: S 86f.) Sozialkapital gestaltet sich damit insgesamt als ein Konzept, welches Beziehungen zwischen Individuen ins Zentrum des Interesses rückt, sowie je nach Konzeption gemeinsame Werte, Normen und Überzeugungen. Es geht nach Badura (2008) um eine bestimmte Form des Zusatznutzens, den Menschen gemeinsam generieren, wenn sie sich entwickeln und kollaborieren und dadurch mehr leisten als die Summe ihrer einzelnen Teile, beziehungsweise Mitglieder. Menschen brauchen sich schlussendlich immer gegenseitig um Ziele zu erreichen, sich zu motivieren, zu trösten, um Sicherheit zu geben, um das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Anerkennung zu befriedigen, sowie Herausforderungen zu meistern, die einzelne Personen nicht bewältigen könnten. (vgl. Badura et al. 2008: S 8)

Prinzipiell wird in der Sozialkapitaldebatte zwischen zwei Ansätzen unterschieden, die sich unter differenten Perspektiven diesem Phänomen annähern. So kann auf der System- oder Makroebene die Wirkung von Sozialkapital aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive in den Blick genommen werden. Auf der individuellen Mikroebene wird hingegen der Einfluss von Sozialkapital auf die Beziehungen von Individuen untereinander ins Zentrum des Interesses gerückt. (vgl. Westler/Gabriel 2008: S 18) Sozialkapital kann nach Brauer (2005) weder als Besitz von Individuen angesehen, noch als eine Eigenschaft einer gesamten Gesellschaft zugeschrieben werden und wird daher von Brauer (2005) in einer Metaebene zwischen Individuen und Institutionen verortet. (vgl. Brauer 2005: S 264) Wegen dieser „Zwitterstellung“ des Konzeptes von Sozialkapital, angesiedelt zwischen den agierenden Personen und der Sozialstruktur, betrachten manche AutorInnen wie Jansen (2003) die Potenz des Konzeptes vor allem in der Schließung der Lücke zwischen der Mikro- und Makroebene, indem es in der Lage ist die Mechanismen, über die Individuen die sozialen Strukturen verändern und reproduzieren, abzubilden. (vgl. Jansen 2003: S 27) Kernelement aller Konzeptionen von Sozialkapital sind allerdings die Beziehungsstrukturen der Menschen untereinander. Aus personenzentrierter Perspektive spielen hier vor allem die so genannten egozentrierten Netzwerke eine zentrale Rolle.

Wöhler und Hinz (2007) verorten auf der individuellen Ebene nach Flap (2001) vier zentrale Dimensionen in Bezug auf die Bedeutung von Ressourcen für das Sozialkapital, die egozentrierte Netzwerke bereitstellen:

- **Potentielle Ressourcengeber:** Das zentrale Element von Netzwerken sind die Menschen und deren Beziehungen untereinander, die sie unterhalten. Diese sind wiederum Bedingung für das Entstehen von Sozialkapital, denn wo keine Kontakt zwischen Individuen besteht, ist auch die Genese von Sozialkapital nur schwerlich möglich, da ein Ressourcentransfer nur durch Beziehungen, beziehungsweise Kontakte ermöglicht wird. Hierbei wird oftmals angenommen, dass die Größe der egozentrierten Netzwerke mit dem Umfang potenzieller Ressourcen, die bereitgestellt werden können, positiv korreliert.
- **Ressourcen der potentiellen Geber:** Wenn es um die Entstehung von Sozialkapital geht, dann ist weniger die Quantität des eigenen Netzwerkes entscheidend, als vielmehr die möglichen Ressourcen, die mir meine Kontakte ermöglichen. Unterschiedliche Kontakte ermöglichen hierbei differente Ressourcen. Verwandte und familiäre Kontakte bieten so zum Beispiel oftmals Hilfe bei Fragen bezüglich der Kindesaufsicht, aber weniger hinsichtlich Informationen die den Arbeitsmarkt betreffen. Soziale Kontakte müssen aber nicht zwangsweise positive Ressourcen lukrieren, sie können auch mehr Aufwand erfordern, als sie an individuellen Nutzen einbringen.
- **Hilfsbereitschaft:** Potenzielle Ressourcen müssen nicht nur vorhanden sein, sie müssen auch in den entscheidenden Momenten von den Mitgliedern des Netzwerkes zur Verfügung gestellt werden. Die Motivation zu helfen, kann durch unterschiedliche Gründe bedingt sein. So gib es instrumentelle Gründe, wo sich Personen Gegenleistungen für ihre Hilfsbereitschaft erwarten, als auch Motivationen, die sich nur auf die Pflege und den Erhalt von sozialen Kontakten beziehen. Generell kann zwischen mehreren Dimensionen der Hilfe unterschieden werden, wie zum Beispiel finanzielle Hilfeleistungen, kooperative Mitarbeit, emotionale Unterstützung etc.

- **Struktur des Netzwerkes:** Die Struktur des Netzwerkes ist ebenfalls ein integraler Bestandteil für die Möglichkeit der Bildung von Sozialkapital. So entscheidet zum Beispiel die Dichte des Netzwerkes über Herausformen und Beibehalten von bestimmten Normen und Werten, Bindungsintensität (stark versus schwach) über wichtige Informationsquellen und Beziehungsformen (multiplex versus simplex) über die Reziprozität von Gefallen und Leistungen. (vgl. Wöhler/Hinz 2007: S 93f.)

Sowohl auf individueller, als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene (Mikro-Makroebene), hat die Beziehungsstruktur von Menschen einen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung von Sozialkapital. Sie bildet sozusagen die soziale Grundstruktur, in der die Bedingung der Möglichkeit des Entstehens und der Perpetuierung von Sozialkapital geschaffen wird. Hanspeter Kriesi (2007) unterscheidet in seinem Artikel *Sozialkapital: eine Einführung* in Anlehnung an Putnam zwischen 3 Beziehungsformen, die innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses rund um das theoretische Konzept des Sozialkapitals bisher zur Geltung gekommen sind. *Vertikale und horizontale* Beziehungsformen beschreiben Beziehungen aufgrund ihrer hierarchischen Struktur durch Macht. In vertikalen Beziehungsformen partizipieren sehr ungleiche AkteurInnen miteinander, während in horizontalen Beziehungen AkteurInnen mit vergleichbarem sozialen Status und Macht interagieren. Putnam betont, dass nur in horizontalen Netzwerken die Vertrauensbildung und Förderung von Kooperation ermöglicht wird. In vertikalen Netzwerken sei der Informationsfluss unzuverlässig und zudem werde das opportunistische Verhalten der Mächtigen, welches gegen die Normen der „Gegenseitigkeit“ verstößt, nicht ausreichend sanktioniert. (vgl. Kriesi 2007: S 35f.) Eine weitere Form von Beziehungsmustern, nämlich *formelle und informelle* Beziehungsstrukturen, beziehen sich bei Putnam vor allem auf die Bindungen an Institutionen und Vereine. Bei Putnam stehen vor allem die formellen Mitgliederorganisationen der Zivilgesellschaft im Zentrum seines wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses. Durch die Professionalisierung dieser Organisationen gewinnt zum einen deren formelle, vertikale Struktur an Bedeutung. Auf der anderen Seite lassen sich zivilgesellschaftliche Veränderungen beobachten, die nach Kriesi (2007) zu einer „Informalisierung“ von Beziehungsmustern führt. In modernen Gesellschaften, wo die Grenzen zwischen Arbeitsplatz, Familie und Gemeinschaften aufgrund von sozialem Wandel und dem Einwirken von Marktkräften immer durchlässiger werden, werden

ebenfalls zivilgesellschaftliche Beteiligungsmuster flexibler, punktueller und weniger dauerhaft. An die Stelle von Organisationsmännern, Clubfrauen und NachbarInnen treten zunehmend so genannte Non- Profit Professionelle, Freiwillige und enge FreundInnen und Seelenverwandte. Durch die Informalisierung der Selbstorganisation verlieren daher auch die zivilgesellschaftlichen Institutionen an Bedeutung in Bezug auf die Vertrauensbildung, die ein zentraler Aspekt von Sozialkapital bei Putnam ist. (vgl. Kriesi 2007: S 36ff.) Die Unterscheidung zwischen dem dritten Typus, den *starken* und *schwachen Beziehungsformen*, geht ursprünglich auf Mark Granovetter (1973) zurück, der diese Beziehungsformen bekannt machte. Diese Beziehungstypen beschreiben die Bindungsintensität, die Menschen zueinander unterhalten. Während starke Bindungsformen sich auf gute FreundInnen und Familienmitglieder beziehen, beschreiben schwache Bindungsformen das Verhältnis zu oberflächlicheren Beziehungen wie zum Beispiel zu Bekannten. Schwache Bindungsformen sind hierbei entscheidend für die Diffusion von Informationen. Sie erleichtern den Zugang zu externen Ressourcen und die Identitätsbildung von großen Gruppen, während starke Beziehungsformen die Kohäsion und die Identität von kleinen Gruppen stärken. Putnam trifft nach Kriesi (2007) eine nahezu identische Unterscheidung der Beziehungsformen, die er in bridging (brückenschlagend) und bonding (bindend) als Formen von Sozialkapital differenziert. (vgl. Kriesi 2007: S 38f.) Vor allem die Konzeption von starken und schwachen Beziehungsformen, beziehungsweise die „Stärke der schwachen Beziehungen“, werden aktuell in Bezug auf das Phänomen der Social Network Sites appliziert und untersucht, wenn es um den Begriff des sozialen Kapitals im Kontext der Internetforschung geht.

4.2.1: Internet und soziales Kapital

Da die Generierung von Sozialkapital theoretisch in einem engen Kontext zu den Beziehungsformen, die Personen unterhalten, steht, wird im Bereich der Internetforschung diesbezüglich vor allem die Nutzung des Internets, sowie der Einfluss der Nutzung auf die Beziehungen und die sozialen Netzwerke ins Zentrum des Interesses manövriert. In einer relativ frühen Untersuchung, noch bevor das Internet als „Social Web“ zum Untersuchungsgegenstand wissenschaftlicher Analysen avancierte, stellten sich Wellman Berry et al. (2001) die forschungsleitende Frage, ob denn nun das Internet die Bildung von Sozialkapital unterstützen, verstärken oder schwächen würde. Ähnlich wie in Bezug auf die Auswirkungen der Internetnutzung auf die bestehenden sozialen

Netzwerke und Beziehungen, lässt sich ein negativ konnotierter Einfluss nicht zwingend nachweisen. Vielmehr kommen Wellman et al. (2001) in ihrer Studie zu der Erkenntnis, dass das Internet als Medium vermutlich einen supplementären und verstärkenden Effekt auf das soziale Kapital von Menschen habe. Die Internetnutzung erhöhe eher das Netzwerkkapital, da sie unterstützend und ergänzend zu bisher etablierten Kommunikationsformen wie der Face to Face Interaktion oder dem Telefon zum Einsatz kommt. Vor allem Freundschaften werden über das Medium Internet gepflegt. Distanz spielt hierbei bei der Kommunikation eine zentrale Rolle: die meisten Kontakte, die über das Internet stattfinden, sind innerhalb einer Fahrstunde erreichbar, jedoch werden Beziehungen über weit entfernte Distanzen überproportional vorwiegend per Internet aufrecht erhalten, wobei allerdings generell der Gesamtkontakt zu einer Person mit steigender Entfernung stetig abnimmt. Zudem führe die Internetnutzung vermutlich in der Regel zu einer Steigerung dessen, was Wellman et al. (2001) als partizipatorisches Kapital bezeichnen. Je mehr sich Menschen online an politischen und organisatorischen Tätigkeiten beteiligen, desto mehr tun sie dies auch außerhalb des Internets. Das Internet als Medium dient auch hierbei vorwiegend der Erweiterung und Intensivierung von bereits etablierten Aktivitäten. Generell legen die Ergebnisse dieser Studie nahe, dass das Internet die interpersonale Konnektivität erhöhe, sowie die Teilnahme an organisatorischen Aktivitäten und neuen Formen gesellschaftlicher Beteiligung. Je normaler und flächendeckender die Internetnutzung würde, so die AutorInnen, desto mehr führe die verstärkte Konnektivität und Involviertheit vermutlich zu mehr Kontakt und Informationen. Obwohl man das Medium Internet nicht nur für soziale Aktivitäten und Beziehungspflege nutzen kann, sondern ebenfalls für eine Reihe an asozialen Tätigkeiten, kommt dem Internet als interaktives Kommunikationsmedium zunehmend ein bedeutender Stellenwert zu. (vgl. Wellman et al. 2001: S 19ff.) Auch Axel Franzen (2003) konnte in seiner Studie keinen negativen Einfluss der Internetnutzung auf das soziale Kapital nachweisen. Menschen vernachlässigen nach Franzen (2003) nicht wie ursprünglich befürchtet ihre sozialen Kontakte und die Anzahl ihrer FreundInnen aufgrund des gestiegenen Internetkonsums. Vielmehr legen die Resultate von Franzens (2003) Studie die Erkenntnis nahe, dass es zu einer Veränderung im Management der Freizeitaktivitäten kommt, in der das Internet als Medium zunehmend an Bedeutung gewinnt. Somit substituiert, beziehungsweise verdrängt, die Internetnutzung andere Freizeitverhalten wie zum Beispiel den Fernsehkonsum oder das Lesen von Büchern oder Zeitschriften/Zeitungen, sie geht aber nicht zu Lasten der sozialen Partizipation und

interpersonalen Kontakte. (vgl. Franzen 2003: 355f.)

Jüngere Forschungsansätze, die sich mit dem Verhältnis des Konzeptes von Sozialkapital und dem Internet auseinandersetzen, beschäftigen sich vor allem mit dem Phänomen der Social Network Sites. Da der virtuelle Sozialraum mittlerweile durchgängig als Kommunikations- und Handlungsraum rezipiert wird, der allmählich als alltäglicher Gegenstand an medial induzierter Kommunikation angesehen wird, stellt sich innerhalb der Internetforschung zunehmend immer weniger die Frage, welchen negativen Impact die Internetnutzung auf bestehende soziale Netzwerke und Beziehungen habe, als vielmehr welchen supplementären positiven Effekt könnte die computervermittelte Interaktion auf das soziale Kapital der InternetnutzerInnen haben. Die Social Network Sites, als recht junges Phänomen des Social Web, bieten sich hierbei insofern als Untersuchungsgegenstand an, da sie die realen Netzwerke und Beziehungen der NutzerInnen reflektieren, sowie unter einem einzigen Profil subsumieren und vorwiegend zur Beziehung- und Kontaktpflege herangezogen werden. Vor allem dem Konzept der Stärke der schwachen Bindungen, welches auf Mark Granovetter (1973; 1983) zurückzuführen ist, wird in diesem Kontext verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet. Die besondere Stärke von schwachen Beziehungen liegt diesem Konzept nach Röhl (2010) im Informationsfluss und dem Wert der Informationen, den Menschen durch diese Bindungsform erhalten. Starke Bindungsformen sind meistens redundant sowie sehr zeitintensiv und bilden ein enges soziales Umfeld, in dem wenig neue Informationen weitergegeben werden. Über schwache Beziehungen lässt sich in mehreren, sehr differenten Bekanntenkreisen verkehren, aus denen AkteurInnen wertvolle Informationen gewinnen und weitergeben können. Diesem Informationsgewinn kommt in einer globalisierten Welt, die auf Flexibilität rekurriert, ein erhöhter Stellenwert zu. Menschen erhalten durch schwache Beziehungen Informationen aus anderen sozialen Kreisen, zu denen ihnen ansonsten der Zugang versperrt wäre. AutorInnen wie Röhl (2010) sehen daher darin auch den aktuell hohen Stellenwert von Social Network Sites bei der Verwaltung und Strukturierung von sozialen Beziehungen begründet. Zunehmend wird es wichtiger, über welche Ressourcen (ökonomisches, kulturelles und symbolisches Kapital) die Mitglieder eines sozialen Netzwerkes verfügen. Die emotional schwachen Bindungen, so Röhl (2010) sind daher die informationstheoretisch starken Beziehungen, wobei deren Nutzen stark von der Größe und der Heterogenität der sozialen Netzwerke, sowie der Erreichbarkeit der Kontakte, abhängt. (vgl. Röhl 2010: S 217fff.)

Studien über Social Network Sites und das soziale Kapital ihrer NutzerInnen sind bisher primär im nordamerikanischen Raum zu finden, da das Phänomen der Social Network Sites dort recht früh aufkam und daher innerhalb dieses Kulturraumes wissenschaftstheoretisch bereits relativ gut erfasst werden konnte. Vor allem Facebook, als weltweit größte Social Network Site, wird hierbei oftmals als Untersuchungsgegenstand herangezogen. So untersuchen exemplarisch Ellison et al. (2007) in ihrer Studie *The benefits of Facebook friends*. Die Ergebnisse lassen sich hierbei recht eindeutig in einem Satz zusammenfassen: Zwar führe die Internetnutzung alleine nicht zu einem Anstieg an sozialem Kapital, in Verbindung mit der Social Network Site Facebook allerdings stehen die Chancen sehr gut, vor allem was die schwachen Beziehungen (bridging social capital) und die Aufrechterhaltung von Kontakten (maintaining social capital) betrifft. Social Network Sites helfen hierbei vor allem mit ehemaligen FreundInnen in Kontakt zu bleiben, unabhängig von der geographischen Anbindung. Insbesondere in den U.S.A kommt es oftmals zu einer geographischen Dispersität der sozialen Beziehungen aufgrund der notwendigen Bereitschaft zur Mobilität aus diversen Gründen wie Universitätsbesuch oder Beruf. Die Aufrechterhaltung von Kontakten hat nach den AutorInnen hierbei ebenfalls einen Einfluss auf die Generierung einer größeren Auswahl an Optionen in Bezug auf den Beruf, Praktika und andere Gelegenheiten. Diese neue Form an technisch induzierter Kommunikation biete dabei nicht nur Vorteile für eine bestimmte Zielgruppe wie StudentInnen, sondern ebenfalls für eine Reihe anderer gesellschaftlicher Populationen, die von solchen Verbindungen profitieren könnten. (vgl. Ellison et al. 2007: o.S.; vgl. auch Ellison et al. 2006: S 32) In einer Folgestudie bestätigen Steinfield et al. (2008) im Wesentlichen den positiven Effekt der Nutzung von Facebook auf das vor allem durch die schwachen Beziehungen generierte brückenbildende soziale Kapital von Menschen. Unklar sei jedoch, ob sich die positive Auswirkung auf das soziale Kapital in allen Bevölkerungsgruppen jeden Alters bemerkbar machen würde, da in den bisherigen Studien nur junge Erwachsene als Stichprobe herangezogen wurden. So verführerisch und verlockend es nach den AutorInnen auch sein möge, diese diffusen und heterogenen großen Netzwerke, die über die Social Network Sites unterhalten werden, als oberflächliche Bekanntschaften zu stigmatisieren, in Wirklichkeit haben sie das Potential den NutzerInnen eine Reihe an wertvollen Optionen zu offerieren. (vgl. Steinfield et al. 2008: S 444)

„Moreover, online social network services appear to offer important affordances, especially for those who otherwise face difficulties in forming and maintaining the large and heterogeneous networks of contacts that are sources of social capital.“ (Steinfeld et al. 2008: S 444)

5.0: Der virtuelle Sozialraum zwischen Inklusion, Exklusion und sozialer Partizipation

Betrachtet man nun die im vorangegangenen Kapitel dieser Arbeit zusammengetragenen theoretischen Befunde, so lässt sich innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung die stetig zunehmende gesellschaftliche und individuelle Relevanz des Internet als Kommunikations- und Interaktionsmedium bestätigen. In technisch stark geprägten Gesellschaften stellt medial vermittelte Kommunikation einen zunehmend selbstverständlichen Anteil an alltäglich gelebter Soziabilität dar. In der Sozialen Arbeit wird der virtuelle Raum als Sozialraum bisher allerdings weitestgehend marginalisiert. Dies liegt zum einen, wie dargelegt (vgl. Kapitel 3.4), möglicherweise in dem Faktum begründet, dass der virtuelle Raum noch immer mit misstrauischen Argusaugen innerhalb der Sozialarbeit und Sozialpädagogik rezipiert wird. So wird entweder in Bezug auf den virtuellen Raum auf Themen wie Eskapismus und Spielsucht rekurriert, oder die Bildungschancen ins Zentrum des Interesses gerückt. Auf der anderen Seite wird der virtuelle Raum als gesellschaftlich relevanter Handlungs- und Kommunikationsraum meist gar nicht wahrgenommen, vielmehr wird oftmals nach wie vor von zwei voneinander getrennten und unabhängigen Sphären ausgegangen. Diese Perspektive steht wiederum den bisher in dieser Arbeit gewonnen Erkenntnissen diametral gegenüber, die dem virtuellen Raum zunehmend gesellschaftliche Bedeutung hinsichtlich der Erweiterung, der Organisation und der Beziehungspflege von sozialen Netzwerken attestieren.

Dabei würden sich für eine Soziale Arbeit, die Themen wie soziale Partizipation, Inklusions- und Exklusionsmechanismen, Normalitätsbalance und Gerechtigkeitsaspirationen auf ihrer Agenda hat, einige explizit fachdisziplinäre und disziplinrelevante Fragestellungen hinsichtlich des virtuellen Sozialraumes eröffnen. Wenn die Anteilnahme an virtuellen Umgebungen für die Menschen hinsichtlich Kommunikation und Beziehungspflege immer elementarer, bedeutender und daher zunehmend zu einem integralen Bestandteil des Alltags von Menschen wird, rückt der

Zugang zu und der Zugriff auf die Ressourcen der virtuellen Netzwerke vermehrt in den Mittelpunkt. Nicht zuletzt deswegen versuchen einige AutorInnen innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses den virtuellen Sozialraum im Spannungsfeld zwischen Inklusion, Exklusion und sozialer Partizipation anschlussfähig an einen Dialog zu machen, der den Zugang und die Nutzung des Internet als potentiellles Schibboleth in Bezug auf soziale Deprivation, Bildungschancen und Benachteiligung betont: nämlich jenen des Digital Divide. (vgl. Schäfer/ Lojewski 2007:S 102; vgl. auch Von Kardorff 2006: S 68)

5.1: Die Ursprünge des Digital Divides: Die Wissensklufthypothese

Wie bei vielen Theorien, Konzepten und Paradigmen im sozial- und humanwissenschaftlichen Umfeld, lässt sich der Grundgedanke dessen, der durch den Begriff des Digital Divide artikuliert wird, mit einem kurzen Rückblick auf dessen historische Genese und Einbettung leichter nachvollziehen, sowie im spezifischen wissenschaftstheoretischen Kontext verorten. In Bezug auf den Digital Divide wird aus diesem Grund häufig in entsprechender fachspezifischer Literatur auf die Forschung bezüglich der Wissenskluft verwiesen, um das Fundament für die Bestimmung und die Semantik des Terminus Digital Divide zu gießen, denn im Wesentlichen rekurriert der Ansatz des Digital Divide auf die Hypothese der Wissenskluft und expandiert diese. Die Wissensklufthypothese, deren ursprüngliche und bekannteste Formulierung wohl von Tichenor, Donohue und Olien (1970) stammt, lässt sich im deutschen Wortlaut am treffendsten wohl folgendermaßen umschreiben:

„Wenn der Informationsfluss von den Massenmedien in ein Sozialsystem wächst, tendieren die Bevölkerungssegmente mit höherem sozioökonomischen Status und/oder höherer formaler Bildung zu einer rascheren Aneignung dieser Information als die status- und bildungsniedrigen Segmente, so dass die Wissenskluft zwischen diesen Segmenten tendenziell zu- statt abnimmt.“ (Tichenor et al. 1970: S 159f.)

Im Wesentlichen besagt die von Tichenor et al. (1970) generierte Wissensklufthypothese, dass die durch Massenmedien verbreiteten Informationen von Bevölkerungssegmenten mit hohem sozioökonomischen Statuts effektiver und rapider internalisiert werden als von anderen Bevölkerungsschichten. Der in der Wissensklufthypothese implizierte

Wissenszuwachs bei Tichenor et al. (1970) bezieht sich dabei nach Natalie Zwiefka (2007) allerdings vor allem auf wissenschaftliche und politische Themen, und weniger auf die einschlägigen „Boulevardnachrichten“ wie zum Beispiel Sport, Hobby oder Adabei. Jene medial transferierten spezifischen Wissensbestände werden von bildungsnahen Schichten mit hohem sozialen Status rascher übernommen, während die Adaption jenes Wissens bei status- und bildungsniedrigen Bevölkerungssegmenten wesentlich langsamer vonstattengeht. Somit gestaltet sich der Informationsfluss innerhalb einer Gesellschaft äußerst heterogen, wobei bildungsnahen Schichten und Bevölkerungsteilen mit hohem sozioökonomischen Status ein nicht zu unterschätzender zeitlicher Vorsprung in der Übernahme jenes medial übermittelten gesellschaftlich relevanten Wissens attestiert wird. (vgl. Zwiefka 2007: S 58) Hierbei kommt, was vor allem im Kontext einer (sozial)pädagogischen Abschlussarbeit sicherlich nicht unerheblich ist, vor allem dem Bildungsbegriff innerhalb der Wissensklufthypothese nach Tichenor et al. (1970) ein zentraler Stellenwert zu. So lassen sich die Gründe für die medial induzierte Wissenskluft bei Tichenor et al. (1970) nach Nicole Zillien (2006) ausschließlich auf die bildungsbedingten Unterschiede im Erwerb von Wissen reduzieren. Egal welcher der von Tichenor et al. (1970) als für die Wissenskluft verantwortlichen angeführten Aspekte, ob Medienkompetenz, Wissensniveau, relevante Sozialbeziehungen oder die Auswahl bei der Mediennutzung, sie alle führen in Bezug auf die Verwertung der medial zur Verfügung stehenden Informationen zu Vorteilen für bildungsnahe Schichten. (vgl. Zillien 2006: S 73)

Die Wissensklufthypothese ist innerhalb der wissenschaftlichen Rezeption allerdings im Laufe der Zeit auch immer wieder durch Analysen und aufgrund von daraus resultierenden widersprüchlichen Ergebnissen entsprechender Kritik unterzogen worden. So sei die Hypothese in ihrer Form nach einigen KritikerInnen an sich interpretationsbedürftig, da sie keine Bedingungen im Sinne einer Wenn- Dann Relation spezifiziert. Zudem seien einige Begrifflichkeiten, wie zum Beispiel jene des Wissens und der Information, die in dieser Hypothese als Basiskonzepte fungieren, unzureichend definiert. Weitere Kritikpunkte betreffen die bloße Berücksichtigung von Querschnittuntersuchungen, sowohl im theoretischen Kontext als auch in der Überprüfung der Empirie, und die unzulängliche Definition des sozioökonomischen Status durch die Reduzierung dessen auf den Indikator Bildung. (vgl. Zillien 2006: S 73) Aufgrund der vielen Kritikpunkte erfuhr die Wissensklufthypothese daher immer wieder

Modifizierungen und Weiterentwicklungen, was sich nicht zuletzt in den vielfältigen Studien im Bereich der Wissenskluftforschung widerspiegelt, die mit zum Teil sehr differenten Forschungsdesigns durchgeführt wurden. Daher unterscheiden sich die Studien sowohl inhaltlich als auch methodologisch oftmals stark voneinander. Nicole Zillien (2006) verortet in ihrem Werk *Digitale Ungleichheiten* insgesamt Differenzierungen der Wissenskluflhypothese hinsichtlich der untersuchten Medienthemen, der Wissensformen, der mutmaßlichen Einflussfaktoren, der Art der verursachten Klüfte sowie der Art der genutzten Medien. (vgl. Zillien 2006: S 74) Nicht zuletzt mit dem Aufkommen der Thematik des Digital Divides bekam die Wissenskluftforschung wieder vermehrten „Auftrieb“ in Form von Rezeption und Resonanz innerhalb der Scientific Community. AutorInnen wie Natalie Zwiefka (2007) bezeichnen in diesem Kontext das Phänomen des Digital Divides sowohl als eine Akzentuierung, als auch eine Ausdifferenzierung der Wissenskluflhypothese in Bezug auf die so genannten „neuen Medien“ und das Internet. (vgl. Zwiefka 2007: S 67)

5.2: Der Digital Divide

Mit dem Begriff des Digital Divides wird im Grunde der Gedanken der Wissenskluftforschung auf das Medium des Internets appliziert und erweitert: Führt eine ungleiche Diffusion des Zuganges und der Nutzung des Internets zu sozialen Disparitäten, oder werden diese in Hinblick auf Wissen, Information, Kommunikation und andere gesellschaftlich relevante Ressourcen, die über dieses Medium zur Verfügung gestellt werden können, sogar vergrößert? Das Phänomen des Digital Divide als technischer Terminus kann am besten mit der Formulierung „Digitale Spaltung“ oder „Digital Kluft“ übersetzt werden. Jedoch herrscht innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses eine Diskrepanz hinsichtlich der Inhalte und Definitionen, die mit diesem Begriff verbunden werden. Stephan Lanzke (2011) bemühte sich in seiner Dissertation dem Phänomen Digital Divide auf die sprichwörtlichen Schliche zu kommen und die diversen Ansätze und Definitionen, die innerhalb des Diskurses mit diesem Begriff verbunden werden, zusammenzufassen und in Klassen zu unterteilen. Nach Lanzke (2011) kristallisierten sich 3 zentrale Kategorien heraus, die sich anhand der bisher existenten Definitionen elaborieren ließen:

- Definitionen, die alleinig den Zugangsaspekt („access“) unter diesem Terminus subsumieren.
- Definitionen, die nur den Nutzungsaspekt („use“) des Internets mit diesem Begriff verbinden.
- Definitionen, die beide Aspekte gleichermaßen mit dem Digital Divide assoziieren. (vgl. Lanzke 2011: S 34)

Der Kategorisierung Lanzkes (2011) folgend werden nun an dieser Stelle beispielsweise einige Definitionen von AutorInnen zum Phänomen des Digital Divides aus der gegenwärtigen Literatur aufgegriffen, um diese Klassifikation für die RezipientInnen, metaphorisch gesprochen, etwas zu illustrieren. Stellvertretend für AutorInnen, die unter dem Begriff des Digital Divides lediglich den Zugangsaspekt subsumieren, lassen sich Schäfer und Lojewski (2007) anführen. Nach Schäfer und Lojewski (2007) wird mit diesem Begriff die „Kluft“ zwischen Menschen beschrieben, denen ein Zugang zu dem Medium Internet offen steht und jenen, die von diesem ausgeschlossen sind. (vgl. Schäfer/Lojewski 2007: S 102) Gleich Ulrich (2004) bezeichnet ebenfalls den Digital Divide als eine „Kluft“, die sich aus den unterschiedlichen Zugangschancen der diversen Bevölkerungsschichten zu den „neuen Medien“ ergibt. (vgl. Gleich 2004: S 233) Der Zugangsaspekt betont somit vor allem eine infrastrukturelle und ökonomische Ebene, die vorwiegend über die Verfügbarkeit und Leistbarkeit der notwendigen technischen Infrastruktur (Hardware) in Erscheinung tritt. Zugang bedeutet somit in diesen Konzeptionen, relativ autark durch die entsprechende technische Peripherie (Computer, Telefone, Tablets etc.) auf das Internet zugreifen zu können.

Andere AutorInnen wie DiMaggio et al (2004) widmen sich ausschließlich dem Nutzungsaspekt. Diese fassen die soziale Ungleichheit hinsichtlich der Nutzung des Internets allerdings nicht unter dem Begriff des Digital Divides zusammen, sondern stellen diesem additiv eine weitere Bezeichnung zur Seite, nämlich jene der „Digital Inequality“. In ihrem Paper *From unequal access to differentiated use: A literature review and agenda for research on digital inequality* verorten die Autorinnen insgesamt 5 Formen der Ungleichheit in der Nutzung des Internets, die an dieser Stelle kurz expliziert

werden sollen. Die erste Form bezeichnen die AutorInnen als *inequality in technical apparatus*, die sie sich vor allem auf die technische Infrastruktur, wie die Hardware, die Art des Internetzugangs und die Software bezieht. Etliche Studien in diesem Bereich legen nahe, dass die Leistungsfähigkeit der Computer, die Geschwindigkeit des Internetzuganges sowie der verwendete Software einen Einfluss auf das Nutzungsverhalten der NutzerInnen haben. Alte Rechner und langsame Internetverbindungen haben beispielsweise unter anderem Einfluss auf den Zugriff von Webseiten und die darstellbaren Inhalte, eine kürzere Dauer der Internetnutzung aufgrund von schlechten Benutzungserfahrungen und daraus resultierenden schlechteren Fähigkeiten in Bezug auf die Informationsbeschaffung, bis hin zu der Beteiligung und Generierung an eigenen Inhalten innerhalb des World Wide Web. (vgl. DiMaggio 2004: S 31) Mit *inequality of autonomy in use* bezeichnen die AutorInnen die Disparitäten hinsichtlich der Kontrolle über den Internetzugang durch die NutzerInnen. Besitzt man einen Anschluss in den eigenen vier Wänden und wird dieser mit Familienmitgliedern geteilt, oder muss ich auf externe zur Verfügung stehende Optionen zurückgreifen, wie Internetkaffees, Bibliotheken oder gar am Arbeitsplatz? Mit welchen Restriktionen haben die NutzerInnen zu kämpfen, angefangen von den möglichen Zugriffszeiten und der Dauer, bis hin zu den Inhalten, die rezipiert werden können, der Software und der Anreisezeit? Generell nehmen DiMaggio et al. (2004) an, dass die Aspekte der Autonomie und Kontrolle über den Internetzugang mit den Vorzügen, die NutzerInnen durch das Internet erhalten können, in einem kausalen Zusammenhang stehen. (vgl. DiMaggio 2004: S 31f.) Unter der *inequality in skills* subsumieren DiMaggio et al. (2004) die diversen Ungleichheiten in Bezug auf die Nutzungskompetenzen der NutzerInnen, die im Bereich des Internets von Vorteil sein könnten. Dies umfasst mehrere Themenbereiche wie das Wissen über die Funktion der Software, der Hardware und der Netzwerke (Problembehebungen), der Internetanwendungen, hier vor allem das World Wide Web, aber auch das Wissen und die Fähigkeit, wie man an die gewünschten Informationen möglichst effektiv gelangt. DiMaggio et al. (2004) vermuten aufgrund der bisherigen Forschungserkenntnisse, dass vor allem Faktoren wie der Erfolg und die zufriedenstellende, stressfreie Erfahrung im Umgang mit der Technik, sowie die damit verbrachte Zeit und der autonome Umgang entscheidenden Einfluss auf die Adaption und Expansion der Fertigkeiten und Wissensbestände der NutzerInnen haben. (vgl. DiMaggio 2004: S 32ff.) Die vierte Form, die *inequality in the availability of social support*, bezieht sich vor allem auf das zur Verfügung stehende soziale Umfeld der InternetnutzerInnen.

Vor allem für Personen, denen die Technik des Internets fremd anmutet, sind oftmals von der Unterstützung ihrer Umgebung abhängig, um nicht die Motivation im Erlernen und im Umgang mit dem Medium zu verlieren. Dieser Umstand wird wichtiger, je weiter sich die Internettechnologie innerhalb einer Gesellschaft verbreitet und dadurch auch zunehmend weniger technikaffine Gesellschaftssegmente durchdringt. DiMaggio (2004) benennen drei mögliche Ebenen in Bezug auf die Unterstützung des Umfeldes, die Menschen dazu veranlassen, nicht ihre Motivation zu verlieren und ihre digitalen Kompetenzen zu steigern. Die erste Ebene bezieht sich auf die technische Unterstützung durch bezahltes Personal, wie LehrerInnen, BibliothekarInnen oder technisches Personal am Arbeitsplatz. Die beiden anderen Ebenen der Unterstützung werden von DiMaggio et al (2004) im amikalen Umfeld verortet. Dazu zählt die aktive technische Unterstützung, die man durch das Wissen von FreundInnen aus dem Bekannten- und Familienkreis erhält, sowie die emotionale, tröstende und motivierende Unterstützung durch eben diese. (vgl. DiMaggio 2004: S 34) Die fünfte und letzte Form der Ungleichheit, die *inequality in the purposes for which one uses the internet*, beziehen die AutorInnen auf die differenten Absichten und Zwecke der NutzerInnen, die für die Benutzung des Mediums sprechen. Hier spielen vor allem nach Ansicht der AutorInnen sozioökonomische Faktoren, wie zum Beispiel das Bildungsniveau, eine tragende Rolle, aber auch die Zeit, die mit diesem Medium verbracht wird. (vgl. DiMaggio 2004: S 34f.)

Viele AutorInnen hingegen deklarieren jedoch das gesamte Spektrum zwischen Internetzugang und den Unterschieden in der Nutzung gleichermaßen zum integralen Bestandteil des Phänomens des Digital Divides. An dieser Stelle soll, als eine der bekanntesten VertreterInnen dieser Auffassung, Pippa Norris (2001) genannt werden, deren Arbeit immer wieder innerhalb der Literatur bezüglich dieser Thematik rezipiert wird. Pippa Norris (2001) versteht unter dem Begriff des Digital Divides ein multidimensionales Phänomen, welches zum einen über nationalstaatliche Demarkationslinien hinweg auch die globalen Aspekte des Internetzuganges betrifft, aber ebenfalls die individuellen Aspekte der Internetnutzung berücksichtigt. Insgesamt verortet Norris (2001) drei zentrale Aspekte, die den Digital Divide umfassen: die globale, die sozial- nationale und die individuell- partizipatorische:

„Digital divide is understood as a multidimensional phenomenon encompassing three distinct aspects. The global divide refers to the divergence of Internet access between industrialized and developing societies. The social divide concerns the gap between information rich and poor in each nation. And lastly within the online community, the democratic divide signifies the difference between those who do, and do not, use the panoply of digital resources to engage, mobilize and participate in public life.“ (Norris 2001: S 4)

Eine weitere multidimensionale Sichtweise auf das Phänomen des Digital Divide vertritt Andreas Greis (2004), der in seinem Beitrag *Cybergeography – zur Morphologie des Digital Divide* durch Studienanalysen entsprechende Einflüsse, die einen Impact auf den Digital Divide haben könnten, elaboriert. So spielen in den U.S.A eine Reihe von Parametern wie Ethnie/Rasse, Bildungsniveau, Verdienst, Alter, Region eine wichtige Rolle in Bezug auf den Zugang und die Nutzung des Internets, in Deutschland vor allem die Kategorien „generation gap“ und die Unterscheidung zwischen Arbeitslosen, beziehungsweise Nicht- Berufstätigen, und Menschen mit einem fixen Arbeitsplatz. (vgl. Greis 2004: S 42f.) In seiner Synopse kommt schließlich Greis (2004) zu dem finalen Befund, dass es sich beim Digital Divide allerdings eben nicht nur um solitäres nationalstaatliches Problem handle, sondern um eines, welches mit globalen Disparitäten im Zusammenhang steht. Der Digital Divide habe daher global insgesamt nicht nur eine technisch- strukturelle Dimension den Zugang zum Internet betreffend, sondern eben auch eine „Content“ Dimension, die sich auf den Ursprung und die Teleologie der Inhalte bezieht, sowie eine Repräsentationsdimension bezüglich der Vertretung der Länder in den Internetgremien, die ohnedies unter einer Benachteiligung zu leiden haben. (vgl. Greis 2004: S 49f.) In einem Arbeitspapier des Management Zentrum St. Gallen (2004) werden ebenfalls eine Reihe an differenten Digital Divides innerhalb des Spektrums der beiden Faktoren Zugang und Nutzung verortet. So bezieht sich der globale Digital Divide vor allem auf den technischen Zugangsaspekt hinsichtlich der weltweit ungleich verteilten Zugangsmöglichkeiten zu modernen Informations- und Kommunikationstechnologien, angefangen vom Telefonanschluss bis hin zum Internet-Breitbandanschluss, zwischen den Industrieländern und den Schwellenländern dieser Erde. Andere Digital Divides sind wieder auf einer individuellen sozialen Mikroebene zwischen den Individuen ausfindig zu machen, wo diverse ökonomische, soziokulturelle und demographische Faktoren einen Einfluss auf den Zugang und die Nutzung des Internets haben. (vgl. Studie Standortfaktor

Breitband 2004: S 28) Insgesamt werden innerhalb dieses Arbeitspapiers rund um das Phänomen des Digital Divide 3 Dimensionen angeführt, an denen sich die Disparitäten hinsichtlich der Chancengleichheit bezüglich der Nutzung und des Zuganges zu modernen Kommunikationsmedien manifestieren lassen: die soziokulturelle, die ökonomische und die technische Ebene:

Aspekte der soziokulturellen Ebene:

- Allgemeines Bildungsniveau
- Technisches Bildungsniveau
- Sprachkenntnisse (Englisch als dominante Sprache)
- Motive und Beweggründe

Aspekte der finanziellen/ ökonomischen Ebene:

- Finanzierung der Hardware
- Finanzierung der Software
- Finanzierung des Internetanschlusses/-zuganges
- Schulungskosten

Aspekte der technischen Ebene:

- Möglichkeit von Internetanschlüssen
- Bandbreite der Anschlüsse
- Adäquate Behindertengerechtigkeit hinsichtlich der Technik und der Inhalte (vgl. Studie Standortfaktor Breitband 2004: S 29)

In der gegenwärtigen Forschung haben sich nach Arnhold (2003) weitestgehend Begriffsbestimmungen rund um das Phänomen des Digital Divide etabliert, die sowohl den Zugangs- als auch den Nutzungsaspekt äquivalent betonen. Einseitige Sichtweisen zu dieser Thematik werden innerhalb der Sozialforschung offenbar zunehmend als problematisch und kritisch betrachtet. Schließlich muss ein materieller, also auf Hardware basierender Zugang impliziert werden, um überhaupt am Internet partizipieren zu können, dieser alleinig sagt jedoch, wie durch Forschungsergebnisse an dieser Stelle belegt wurde, nichts über die eigentliche Nutzung des Internets durch die Individuen und die daraus resultierenden Disparitäten aus. (vgl. Arnhold 2003: S 17)

5.3: Die Soziale Arbeit und der Digital Divide

Wie auch Nicole Zillien (2006) folgerichtig anmerkt, steht beim Digital Divide die Prämisse im Vordergrund, dass dieser eben nur dann als ein Phänomen von sozialwissenschaftlichem Interesse aufgefasst werden kann, wenn theoretisch impliziert wird, dass sich für die NutzerInnen des Mediums Internet Privilegierungen in Bezug auf Lebenschancen gegenüber denjenigen ergeben, die aufgrund diverser Umstände vom Zugriff und der Nutzung exkludiert sind. Diese Annahme lässt sich jedoch nach Ansicht der Autorin nicht so ohne Weiteres einfach verifizieren, beziehungsweise im Sinne des kritischen Rationalismus falsifizieren. Zumindest würden bei Nichtnutzung des Internets die Menschen schon im Vorhinein von möglichen privilegierenden Wirkungen ausgeschlossen werden. Zudem könnte man das Internet durchwegs als eine Ressource in Bezug auf die vereinfachte Partizipation an ökonomischen und politischen Prozessen im Kontext einer Informations- und Wissensgesellschaft betrachten. Somit steht es nach Nicole Zillien (2006) innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses außer Frage, dass die Internetnutzung mit positiven und privilegierenden Effekten einhergehen kann, vielmehr herrscht innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung Uneinigkeit hinsichtlich des Zeitpunktes des Eintretens eben jener. (vgl. Zillien 2006: S 86 fff.)

Ein Beispiel für eine mögliche vorteilhafte Wirkung innerhalb des sozialwissenschaftlichen Diskurses, die dem Medium Internet zugesprochen wird, bezieht sich auf die gesellschaftspolitische Partizipation. Einige AutorInnen sehen vor allem in der Informations- und Kommunikationstechnologie die Möglichkeit einer kollektiven Katharsis und Revitalisierung der Demokratiebestrebungen durch den Zugang zu Wissen, Information und Kommunikation. Vielfach hat sich für dieses gedankliche Konstrukt innerhalb des Diskurses nach Vincente Romano (2007) die Bezeichnung der „elektronischen Demokratie“ etabliert. Demnach bezeichnet das Konzept der elektronischen Demokratie die Bestrebung, durch Nutzung der Informations- und Kommunikationstechnologie, sowie der computervermittelten Kommunikation, die Partizipation der BürgerInnen an entscheidenden kommunikativen demokratiepolitischen Prozessen und der politischen Demokratie im allgemeinen, zu erhöhen. Neben dem Terminus der elektronischen Demokratie lassen sich innerhalb des Diskurses weitere Begrifflichkeiten, wie jene der digitalen Demokratie, der Cyberdemokratie, virtuellen Demokratie oder der Teledemokratie ausmachen, die synonym Verwendung finden. (vgl.

Romano 2007: S 25) Insgesamt lassen sich zusammenfassend eine Reihe von Effekten durch den Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologien und computervermittelter Kommunikation eruieren, die einen positiven Impact auf die demokratische Partizipation innerhalb einer Gesellschaft haben könnten. Unter anderem nennt Romano (2007) folgende Aspekte der Informations- und Kommunikationstechnologie, die demokratisierende Effekte haben:

1. Durch die Technologie wird sowohl die Geschwindigkeit als auch der Umfang, mit der Informationen global verbreitet werden, erhöht.
2. Die politische Partizipation wird erleichtert.
3. Neue politische Gemeinschaften können entstehen „am Rande der staatlichen Intervention“.
4. Es werden vermehrt verzerrende und störende Faktoren in der Vermittlung der medialen Inhalte ausgeschaltet, die durch Journalisten, Parteien, Repräsentanten entstehen können.
5. Neue Formen der Kommunikation (Diskussionsgruppen) können kreiert werden, die Verteilung verbilligt usw. (vgl. Romano 2007. S 27)

Nun legen allerdings die Befunde und Erkenntnisse bezüglich des Digital Divide nahe, dass nicht alle Menschen, sei es aus infrastrukturellen, soziodemographischen oder ökonomischen Gründen, gleichermaßen an dieser Technik partizipieren können, beziehungsweise dies eventuell auch nicht wollen. Für die Soziale Arbeit stellt sich anhand der eben unter dem Phänomen des Digital Divides erörterten Problematik die Frage, wie sie denn nun im Spannungsfeld zwischen Internetzugang und Internetnutzung intervenieren könnte, um entsprechende Anreize zu setzen, um dadurch etwaige vorhandene soziale Benachteiligungen zu unterbinden oder zumindest zu mindern. Im Anschluss an diese Fragestellung soll nun in aller Kürze vor allem auf das *Werk Internet und Bildungschancen- die soziale Realität des virtuellen Raumes* von Schäfer und Lojewski (2007) Bezug genommen werden. Schäfer und Lojewski (2007) haben aufgrund der Erkenntnisse rund um den Diskurs des Digital Divides vier zentrale Punkte elaboriert,

die elementar für eine außerschulische Jugendarbeit mit Internetbezug sein sollten:

1. Laut den AutorInnen gilt es die so genannten bridging Prozesse durch die Erweiterung von Kommunikationsräumen und Anlässen im Internet, als auch teilhabende Nutzungsweisen zu unterstützen, sowie Hilfe zu offerieren bei der Artikulation von Bedürfnissen und Interessen und der Suche nach „social support“.
2. Das Spektrum der Nutzungsmöglichkeiten und der Fähigkeiten durch die NutzerInnen soll erhöht werden, indem entsprechende Optionen der Nutzung aufgezeigt werden und Reflexionsebenen hinsichtlich der persönlichen Nutzung implementiert werden, sowie die Stärkung der computerbezogenen Selbstwirksamkeit.
3. Es gilt entsprechende infrastrukturelle Rahmenbedingungen für eine möglichst selbstbestimmte Nutzung bereitzustellen, um die Chancengleichheit hinsichtlich des Zuganges und der Nutzung des Internets zu erhöhen. Dies umfasst nach Ansicht der AutorInnen Prozesse der eigenständigen Internetnutzung, als auch die Bereitstellung sozialer Unterstützungsstrukturen.
4. Im Kontext der Internetnutzung und des Bereitstellens eines Internetzuganges sollte die Vermittlung von wichtigen Kompetenzen mit Hilfe der „neuen Medien“ integriert werden. Das Spektrum umfasst hier nach Ansicht der AutorInnen Medienkompetenz, computer and internet literacy in Verbindung mit zentralen Kulturtechniken wie der Lesekompetenz und Schlüsselkompetenzen im Bereich des Wissensmanagement (meta- kognitiv), der Selbststeuerungsfertigkeiten (motivational) und der sozial- kommunikativen Ebene. (vgl. Schäfer/Lejowski 2007: S 158)

Schäfer und Lejowski (2007) ihre intendierten Programmpunkte einer medienzentrierten (außerschulischen) Jugendarbeit schließen genau an jener integralen Schnittstelle zwischen Zugang und Nutzung an, wie sie aktuell im wissenschaftlichen Diskurs im Zentrum steht. Es geht aus (sozial) pädagogischer Perspektive primär nicht nur lediglich darum, den Menschen durch entsprechende infrastrukturelle Einrichtungen Zugang zum Medium des Internets zu schaffen, sondern ebenfalls um die Vermittlung und Erweiterung von Kompetenzen, die einen möglichst autonomen und reflexiven Umgang mit dieser Technologie ermöglichen, sowie darum, die möglichen Nutzungspotenziale aufzuzeigen und die Chancenmöglichkeit zu offerieren, dass diese ergriffen werden können. Zur Umsetzung dieser Agenda plädieren Schäfer und Lejowski (2007) dafür auf den beiden zur Verfügung stehenden Ebenen zu operieren:

1. *„Im Internet selbst, durch kontingente Bildungsangebote mit strukturellen Rahmungen, die einer heterogenen Nutzerschaft und den damit verbundenen unterschiedlichen Aneignungsweisen gerecht werden.*
2. *Im non-formalen Bereich der außerschulischen Jugendarbeit, die als Jugendmedienarbeit mit dem Internet dazu beitragen kann, die individuellen Nutzungsmöglichkeiten der Jugendlichen zu erweitern und diese bei der Nutzung zu Unterstützen.*“ (Schäfer/ Lejowski 2007: S 170)

Ausgehend von der Forderung der AutorInnen stellt sich die Frage, welche konzeptionellen Vorstellungen in Bezug auf eine „internetzentrierte Soziale Arbeit“ innerhalb der Forschung existieren. Sascha Dux (2000) differenziert in seinem Buch *„Internet, Gesellschaft und Pädagogik“* im Bereich der Jugendarbeit mit Internetbezug zwischen insgesamt fünf Ansätzen, in die er die bisher existenten diskursiven Konzeptionen unterteilt: die aktiv- gestaltende Jugendarbeit, die sozialräumliche Jugendarbeit, die Jugendbildungsarbeit zum Thema Internet; Jugendbildungsarbeit mit dem Medium Internet, sowie die Online Jugendarbeit. (vgl. Dux 2000: S 272)

Die *aktiv- gestaltende Jugendarbeit* rückt die Mediengestaltung in Form von Projektarbeiten und Gruppenarbeit im Zuge einer produktiven Medienarbeit in den Vordergrund. (vgl. Dux 2000: S 273) Die Chance der Jugendarbeit innerhalb dieser Konzeption sei nach Dux (2000) in einer expressiven, individuellen und kreativen Mediengestaltung zu sehen, da der schulische Einsatz des Internets zumeist auf Medienkunde und Medienkritik, sowie einer instrumentellen Mediennutzung beruhe und informell ansozialisierte Medienkompetenz zumeist einen rein konsumptiven Charakter aufweise.(vgl. Dux 2000: S 278) Die Ansätze einer *sozialräumlichen Internetarbeit* gründen sich meist in qualitativ und quantitativ unzulänglichen Zugangsmöglichkeiten zu dem Medium Internet. Ziel dieser ist daher die Öffnung von Räumen zur eigenständigen Netzan eignung in entsprechenden Kontexten, wobei die Mediennutzung hierbei im Vordergrund steht. Es soll daher der Erwerb entsprechender Internetnutzungskompetenzen für jene ermöglicht werden, die aus den differentesten Gründen in Bezug auf Zugang und Nutzung „benachteiligt“ sind. Beide Ansätze implizieren nach Dux (2000), dass die Vermittlung von Medienkompetenzen, die in diesen Konzeptionen nicht im Zentrum des Interesses steht, meist latent mitgedacht wird. (vgl. Dux 2000: S 273-277) Unter *Jugendbildungsarbeit zum Thema Internet* subsumiert Dux (2000) die klassischen Bereiche der Medienkunde und der Medienkritik im Kontext klassischer kultureller und politischer Jugendbildung. Hierbei stehen Bildungsangebote über das Medium Internet und dessen gesellschaftsverändernde Dynamik im Vordergrund. Jedoch befinden sich nach Dux (2000) Konzepte, die Bildungsangebote über das Medium Internet ins Zentrum rücken, auf dem Rückzug. Dies mag nach Ansicht des Autors zum einen daran liegen, dass es sich als schwierig gestaltet, TeilnehmerInnen und Jugendliche für rein theorielastige Bildungsangebote zu begeistern, zum anderen daran, dass innerhalb des pädagogischen Diskurses Freiräume zum „Erproben“ mit der Technologie gefordert werden, die durch Verweise auf den Ansatz der Lebensweltorientierung und die Chancengleichheit bezüglich des Zuganges zum Medium argumentiert werden (vgl. Dux 2000: S 273f.) *Jugendbildungsarbeit mit dem Medium Internet* verfolgt hingegen das Ziel, durch didaktischen Einsatz des Internets bestimmte Inhalte und Bildungsziele zu vermitteln. Bisher lassen sich nach Dux (2000) innerhalb der Jugendarbeit allerdings kaum theoretische Konzeptionen finden, da der Diskurs sich zumeist auf die Bereiche Schule und Erwachsenenbildung konzentriert. Zentral sei hierbei für eine Jugendarbeit mit dem Medium Internet, dass auch bei einer Ausrichtung auf Lernziele und Inhalte, die über den Einsatz des Internets vermittelt werden sollen, die pädagogische Reflexion auf

mögliche medienkompetenzbezogene und fördernde Inhalte nicht ausbleiben sollte. (vgl. Dux 2000: 273f.) Im Bereich der *Online- Jugendarbeit* wird diese vom physischen Raum entkoppelt und auf die virtuelle Ebene verlagert. Diese Art der Jugendarbeit ist nach Dux (2000) allerdings innerhalb des Fachdiskurses noch ein Randthema und beschränkt sich bisweilen eher auf Praxisprojekte. (vgl. Dux 2000: S 273)⁴

All diese differenten Konzeptionen und Strategien bilden in sich jedoch nur einzelne Zugangs- und Verwendungsweisen hinsichtlich des Mediums Internet im Bereich der Jugendarbeit. Letzten Endes bedarf es nach Schäfer/Lejowski (2007) vor allem einer Vielzahl an differenten Optionen und Strategien, sowohl Online und Offline, als auch im informellen, formalen und non- formalen Bereich, um entsprechende Maßnahmen gegen den Digital Divide setzen zu können. Dies schließt neben der außerschulischen Jugendarbeit ebenfalls den schulischen Kontext mit ein, da vor allem die Ganztagschule hier nach Ansicht der AutorInnen als Schnittstelle zwischen informellen und non-formalen Bildungskontexten Anknüpfungspunkte bieten könnte. (vgl. Schäfer/Lejowski 2007: S 170f.) Um der immer weiter voranschreitenden sozialen Ungleichheit entgegen wirken zu können, benötigt es zukünftig daher besonders intensivierter qualitativ-explorierte Forschungsanstrengungen hinsichtlich der differenten Nutzungs- und Beteiligungsweisen, um anhand der sich daraus ergebenden Befunde entsprechende Bildungsangebote zu entwickeln und um entscheiden zu können, welche Strategien und Konzepte sich als effizient und hilfreich erweisen. (vgl. Schäfer/Lejowski 2007: S 173)

6.0: Methodologie

6.1: Die Entscheidung für ein qualitatives Forschungsdesign

Wie im Laufe des theoretischen Teiles dieser Arbeit ersichtlich wurde, ist der virtuelle Sozialraum als Handlungs- und Kommunikationsraum zunehmend zu einem oftmals rezipierten Forschungsobjekt innerhalb der Human- und Sozialwissenschaften geworden. Viele Untersuchungsdesigns, die sich inhaltlich in Form von empirischen Studien mit dieser Thematik auseinandersetzen, machen allerdings einen quantitativen Forschungsansatz zum Ausgangspunkt ihrer Analysen. Ob es sich nun um die

⁴ Für eine dezidierte Besprechung der möglichen Strategien einer internetorientierten Jugendarbeit vgl. Kapitel 4 in Schäfer/Lejowski 2007

Themenbereiche Privatsphäre in virtuellen Sozialräumen oder um den Einfluss von virtuellen Sozialräumen auf die Beziehungen und sozialen Netzwerke der NutzerInnen handelt, häufig werden standardisierte Instrumente wie Fragebögen zur Evaluierung der gewünschten Daten herangezogen. Die Reflexion auf die persönlichen Erfahrungen und subjektiven Sichtweisen hinsichtlich der „virtuellen Erfahrungswelten“, die mittlerweile für viele Menschen zu einem integralen alltäglichen Bestandteil ihres Lebens wurden, blieb bisweilen allerdings zumeist aus.

Ausgehend von der forschungsleitenden Fragestellung dieser Arbeit, welche Bedeutungen denn virtuelle Sozialräume wie das Social Network Portal Facebook für die NutzerInnen in ihrem Alltag haben, wie sie genutzt und erlebt werden, rücken die subjektiven Betrachtungsweisen der NutzerInnen des virtuellen Sozialraumes ins Zentrum des Interesses. Die Wahl für ein qualitatives Forschungsdesign liegt daher schon in der Fragestellung begründet. Zudem ist nach Flick et al. (2004) qualitative Forschung vor allem immer an jenen Stellen und Orten zu empfehlen, wo es sich bis jetzt um relativ gering oder zumindest ungenau erschlossene Wirklichkeitsräume handelt. (vgl. Flick et al. 2004: S 25) An dieser Stelle soll ein qualitatives Forschungsgerüst allerdings nicht als eine oppositionelle Instanz zu einem empirisch- quantitativen Ansatz begriffen werden, sondern vielmehr als ein ergänzendes Instrument. Schließlich können oftmals die aus qualitativen Forschungsergebnissen gewonnenen subjektiven Sichtweisen auf die Lebenswelt supplementär zu den „harten“ Daten von quantitativen Studien gelesen werden. Dadurch ermöglicht qualitative Forschung nach Flick et al. (2004) unter anderem eine differenzierende und vertiefende Perspektive auf quantitative Studien und liefert mögliche Erklärungszusammenhänge zwischen statistischen Zusammenhängen. (vgl. Flick et al. 2004: S 25f.)

Im Zentrum qualitativen Forschungsinteresses stehen neben den subjektiven Sichtweisen von Menschen des Weiteren die Beschreibung der Prozesse bei der Herstellung bestimmter sozialer Situationen und die hermeneutische Analyse bedeutungs- und handlungsgenerierenden Tiefenstrukturen. (vgl. Flick et al. 2004: S 18) Der Mensch wird dadurch mit seinen differenten Auffassungen von Welt, der Herstellung von sozialer Wirklichkeit durch soziale Interaktion, sowie seinen handlungsrelevanten Motivationen innerhalb qualitativer Forschung zum Gegenstand wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses. Flick et al. (2004) postulieren in diesem Kontext vier zentrale

theoretische Grundannahmen, die qualitativer Forschung insgesamt gemein ist:

- *„Soziale Wirklichkeit als gemeinsame Herstellung und Zuschreibung von Bedeutungen.*
- *Prozesscharakter und Reflexivität sozialer Wirklichkeit.*
- *„Objektive“ Lebensbedingungen werden durch subjektive Bedeutungen für die Lebenswelt relevant.*
- *Der kommunikative Charakter sozialer Wirklichkeit lässt die Rekonstruktion von Konstruktionen sozialer Wirklichkeit zum Ansatzpunkt der Forschung werden.“*
(Flick et al. 2004: S 22)

Die zur Verfügung stehenden qualitativen Forschungsmethoden der Datenerhebung und Auswertung sind dabei sowohl äußerst different als auch zahlreich. Das Spektrum reicht diesbezüglich beispielsweise im Bereich der Evaluierung von Gruppendiskussionen und teilnehmenden Beobachtungen, bis hin zu Interviews, der Analyse von Dokumenten, Fotografie, Film und der Aufzeichnung von Interaktionen. Als Instrumente der Auswertung bieten sich unter anderem unterschiedliche Codierverfahren, Dokument-, Gattungs- und Diskursanalysen bis hin zu diversen hermeneutischen Verfahren an.⁵ Um der eigenen Fragestellung gerecht werden zu können, die an den potentiellen persönlichen Sichtweisen rund um das Phänomen des virtuellen Sozialraumes interessiert ist, fiel die Entscheidung auf das problemzentrierte Interview als Instrument der Datenerhebung, sowie die Grounded Theory als gegenstandbezogenes Analyse- und Auswertungsverfahren. Vor allem Interviews bieten sich bei der Erfassung von subjektiven Sichtweisen und Alltagswissen an, da Interviews als diskursive Erhebungsverfahren die direkteste und oftmals einzige Möglichkeit darstellen, um an das gewünschte Informations- beziehungsweise Datenmaterial zu gelangen. Das problemzentrierte Interview als halbstandardisiertes Leitfadeninterview bietet hierbei den idealen Kontext, um anhand eines konstruierten Interviewleitfadens rund um das Thema (Problem) „virtueller Sozialraum“ Antworten bezüglich der gewünschten

⁵ Für eine tabellarische und dezidierte Auflistung möglicher Datenerhebungs- und Interpretationsverfahren vgl. Flick et al. 2004: S 19

Fragenkomplexe zu erlangen.

6.2: Die Datenevaluierung: Das problemzentrierte Interview

Für die Erhebung des Datenmaterials wurde auf die halbstandardisierte Interviewform des problemzentrierten Interviews als methodologisches Verfahren zurückgegriffen. Nach Witzel (2000) bestehen die Konstruktionsprinzipien des problemzentrierten Interviews gerade darin, dass eine möglichst neutrale Beschreibung subjektiver Sichtweisen, individueller Handlungen und Bearbeitungsweisen von Realität ermöglicht wird. (vgl. Witzel 2000: o.S.: (1)) Somit eignet sich dieses Erhebungsverfahren idealerweise als Instrument für die Evaluierung der gewünschten Informationen rund um die „Problemzentrierung“ der Forschungsfrage.

Beim problemzentrierten Interview verbindet sich ein strukturierter Leitfaden mit den frei erzählenden Sequenzen des Befragten. Im Gegensatz zu einem narrativen Interview kommt hier dementsprechend dadurch der Gesprächscharakter verstärkt zum Tragen. Aufgrund des erlangten theoretischen Vorverständnisses, sei es durch Literatur oder Beobachtungen, wird ein Leitfaden rund um einen thematischen Schwerpunkt, in diesem Fall der „virtuelle Sozialraum“, erstellt, der dem/der ForscherIn als eine Art „Prüfraumen“ und Orientierungshilfe dienen soll. Entscheidend sind hierbei die Offenheit der Fragestellungen sowie der Erzählanreiz, den sie initiieren sollen. Die Problemzentrierung ist dabei immer nur eine vorläufige, denn sie muss offen bleiben gegenüber Abänderungen, wenn es die Interviewsituation verlangen sollte. Die theoretischen Implikationen des Forschers sind dadurch nachrangig gegenüber der sozialen Wirklichkeit der Befragten. (vgl. Lamnek 2001: S 177) Somit bewegt sich dieses Evaluierungsverfahren zwischen der intendierten Offenheit qualitativer Forschung und der Vorstrukturiertheit, die durch den Leitfaden bedingt ist, wobei die theoretischen Vorüberlegungen des Forschers keinen Einfluss auf die Interviewsituation nehmen dürfen. (vgl. Witzel 1985: S 231)

Für die praktische Umsetzung der konkreten Interviewsituation beschreibt Siegfried Lamnek (2001) vier Phasen, an denen sich die Interviewführung in dieser Arbeit orientierte. Die erste Phase ist eine Art *Erklärungsphase*, in der verdeutlicht werden soll, dass es bei dem Gespräch vor allem auf die Entfaltung des erzählerischen Potentials sowie die Artikulation der subjektiven Sichtweisen ankommt. Des Weiteren erfolgt eine kurze Vorstellung und Eingrenzung des zu untersuchenden Problembereichs. (vgl. Lamnek 2001: S 178) Witzel (2000) empfiehlt zum Einstieg in die Interviewsituation eine vorformulierte Einstiegsfrage, die als stilistisches Mittel zum einen der Zentrierung des Gespräches auf das zu untersuchende Problemfeld dient, zum anderen aufgrund der möglichst offenen Formulierung dem/der InterviewpartnerIn das Gefühl der eigenen Strukturierungsmöglichkeit vermittelt. (vgl. Witzel 2000: o.S.: (13)) In der zweiten Phase, von Lamnek (2001) als *allgemeine Sondierung* bezeichnet, wird zunächst zum Einstieg in die jeweiligen Themenbereiche ein Erzählstimulus in Form eines Erzählbeispiels vom Interviewer gesetzt, wodurch bei dem/der Befragten mögliche emotionale Blockaden gelöst werden sollen. (vgl. Lamnek 2000: S 178) Ziel der *allgemeinen Sondierung* ist es, die subjektiven Sichtweisen der Befragten offenzulegen. Dies geschieht durch das Aufgreifen der in der jeweiligen Erzählsequenz aufgrund der offenen Fragestellungen angebotenen thematischen Inhalte, die von den Befragten offeriert werden. Durch gezieltes Nachfragen kann so ein „roter Erzählfaden“ bis zu einem durch den/die InterviewerIn selbst bestimmten Detaillierungs- beziehungsweise Sättigungsgrad erreicht werden. (vgl. Witzel 2000: o.S.: (14)) In der darauffolgenden Phase, der *spezifischen Sondierung*, wird das Verständnis des Forschers durch Nachfragen vertieft. Dies kann zum Beispiel durch Verständnisfragen oder der sanften Konfrontation bei inhaltlichen Widersprüchen geschehen. In der letzten Phase, die, um die Unterbrechung des Erzählflusses zu vermeiden, zum Abschluss des Interviews stattfindet, sollen *ad hoc Fragen* gestellt werden um mögliche während des Interviews offen gebliebene Themen/Fragen des Leitfadens abschließen zu können, damit die Vergleichbarkeit der Interviews gewährleistet werden kann. (vgl. Lamnek 2001: S 178)

Für die Operationalisierung der Gesprächspraxis stehen nach Witzel (2000) verschiedene Instrumente bereit, die diese erfolgreich unterstützen sollen und auf die auch im Rahmen dieser Studie für die Durchführung der Interviews zurückgegriffen wurde. Mit einem *Kurzfragebogen* wurden zunächst zu Gesprächsbeginn bestimmte relevante soziale Daten (Alter, Ausbildung, Beruf etc.) erhoben, die das eigentliche Interview dadurch vom klassischen Frage- Antwort Schema loslösen sollten. Der *Leitfaden* beinhaltete die relevanten Forschungsthemen und Frageideen, als auch eine vorformulierte Einstiegsfrage und diente vor allem als Gedächtnisstütze. In einem *Postskript* wurden abschließend die Gesprächseindrücke und Inhalte, sowie auffällige non- verbale und situative Aspekte der Interviewsituation festgehalten. Um ein detailgetreues Transkript zu ermöglichen, wurden die Gespräche mit einem *digitalen Tonbandgerät*, mit ausdrücklicher Genehmigung durch die InterviewpartnerInnen, aufgezeichnet. (vgl. Witzel 2000: o.S.: (5)-(9))

6.2.1: Die Instrumente der Interviewdurchführung

Die Konstruktion des Leitfadens erfolgte im Wesentlichen nach den Vorschlägen/Auflagen von Gläser/Laudel (2009). Dementsprechend wurden zunächst am Anfang des Leitfadens die zentralen Punkte festgehalten, die es vor dem eigentlichen Gespräch abzuklären gilt. Nach Gläser/Laudel umfasst dies vier elementare Punkte:

1. Dem eigentlichen Fragen/ Themenkomplex am Leitfaden sollte eine Notiz vorausgehen, was vor dem Interview gesagt werden muss.
2. Es wird über das Ziel der Untersuchung informiert und die Rolle, die das Interview bei der Erreichung des Ziels spielt.
3. Aufklärung über den Schutz der Daten und die Gewährleistung der Anonymität des/der Gesprächspartners/partnerin
4. Die Genehmigung über die technische Aufzeichnung des Interviews muss vorher eingeholt werden. (vgl. Gläser/Laudel 2009: o.S.)

Im Anschluss an diese Formalitäten wurden zunächst in Form eines Kurzfragebogens mögliche relevante soziale Daten von den GesprächspartnerInnen erhoben. Dies umfasste zum einen „klassische“ soziodemographische Kategorien wie Alter, Geschlecht, formale Ausbildung und Beruf, zum anderen ebenfalls interessante Fakten in Bezug auf den zu untersuchenden Problembereich. Hier wurden Informationen bezüglich der vorhandenen Zugangsmöglichkeiten zum Internet, sowie des Zeitraumes der aktiven Internetnutzung in Jahren eingeholt. Für den eigentlichen Leitfaden wurden nach Möglichkeit die von Gläser/Laudel (2009) aufgestellten Kriterien und Empfehlungen bezüglich der Generierung der Fragen-/Themenkomplexe eingehalten:

- Die Fragen sollen klar gestellt werden und leicht verständlich sein.
- Zu Beginn des Interviews sollte eine „Anwärmfrage“ gestellt werden.
- Die Reihenfolge der Fragen sollte wohl überlegt sein, ebenso wie deren Wortlaut.
- Aus ethischer Perspektive ist zu berücksichtigen, dass den GesprächspartnerInnen aufgrund der Interviewsituation kein Schaden entsteht.
- Tatsachenfragen können und sollen als Erklärungsanregung verwendet werden.
- Stimulationsfragen richten sich auf kommunizierbare Sachverhalte und weisen deswegen zumeist starke Erzählanregungen auf. (vgl. Gläser/Laudel 2009: o.S.)

Der konkrete Einstieg in die Interviewsituation wurde nach den Empfehlungen von Glaser/Laudel (2009) einleitend mit einer Stimulationsfrage, die in das inhaltliche Themengebiet des eigentlichen Interviews, den virtuellen Sozialraum, einführen soll, indem nach den allgemeinen Nutzungs- und Bedeutungsweisen des Internets im Alltagsleben gefragt wurde, begonnen. Im zweiten Block des Interviews wurde dann spezifizierend auf die Bedeutung der virtualisierten Kommunikation Bezug genommen, indem deren Relevanz für die Interviewten und die jeweiligen Erscheinungsformen ins

Zentrum der Problemzentrierung gerückt wurden. Im dritten Teil des Interviewleitfadens, der zugleich den Hauptteil bildete, wurden die sozialen Onlinenetze, und hier im speziellen der virtuelle Sozialraum Facebook, durch einige möglichst offene Fragestellungen zum Gegenstand des Problemfeldes gemacht. Die erfragten Themenkomplexe behandelten hierbei differente Bereiche wie Motivation, Nutzungsweisen, subjektive Bedeutung, Kommunikation, Beziehungen und individuelle Erfahrungen, sowie entsprechende Meinungen bezüglich dieses virtuellen Sozialraumes. Abgeschlossen wurde die Interviewsituation mit einer finalen reflexiven Frage nach etwaigen ausgelassenen und noch zu behandelnden Inhalten rund um den Themenbereich Internet und Kommunikation.

6.2.2: Die Interviewsituationen

Insgesamt wurden innerhalb eines Zeitraumes von ca. zwei bis 3 Wochen fünf Interviews mit jeweils einer Dauer zwischen 25 Minuten und einer Stunde geführt. Die Auswahl der interviewten Personen erfolgte hierbei anhand des Prinzips der schwachen Bindungen (weak ties) über das soziale Netzwerkportal Facebook. Dies bedeutet, dass auf Kontakte innerhalb des eigenen (virtuellen) sozialen Netzwerkes zurückgegriffen wurde, zu denen bis auf die virtuelle Ebene kaum ein persönlicher Bezug beziehungsweise Kontakt besteht. Es handelt sich somit um Personen aus der Peripherie des eigenen individuellen sozialen Netzwerkes, den sehr erweiterten Bekanntenkreis, bestehend aus FreundInnen von FreundInnen, bekannten KellnerInnen/ Dj's aus Lokalen oder einfach nur Personen, zu denen der Kontakt nicht sehr ausgeprägt und eher nur sporadisch vorhanden ist. Die Interviews fanden insgesamt in sehr differenten Umgebungen statt, wobei aufgrund des „subjektiven Empfindens“ und der „Stresssituation Interview“ die Auswahl des entsprechenden konkreten Ortes den jeweiligen InterviewpartnerInnen überlassen wurde. Dementsprechend fand ein Interview in vertrauter heimischer Atmosphäre statt, andere wurden bevorzugt an vertrauten öffentlichen Plätzen wie Lokalen oder Gasthäusern durchgeführt. Ein Interview wurde aufgrund des Mobilitätsaufwandes über Skype, einem sehr weit verbreiteten VOIP (voice over IP) Messenger abgehalten, da ansonsten die entsprechenden Anreisemodalitäten für beide Parteien kaum zu bewältigen gewesen wären.

Die Interviews verliefen insgesamt in sehr amikalen und lockeren Verhältnissen, was sicherlich dem Redefluss und dem Grad der Offenheit bei der Grundlegung der subjektiven Sichtweisen zugute gekommen ist. Die meisten InterviewpartnerInnen bemühten sich trotz des vorangegangenen „Smalltalks“, der der allgemeinen Auflockerung der Interviewsituation dienen sollte, zunächst das Interview in „hochdeutscher Sprache“ abzuhalten, verfielen aber meistens im Laufe des Gespräches in ihren jeweiligen regionalen Dialekt, der aber zu keinem Zeitpunkt ein Problem beim Verständnis des Inhaltes oder der anschließenden Transkription darstellte. Während der Gesprächssituationen wurden jeweils entsprechende Notizen verfasst, um mögliche inhaltliche Redundanzen aufgrund des Interviewleitfadens zu vermeiden und bei den entsprechenden Themenblöcken, beziehungsweise Problemzentrierungen, an bereits erwähnte und angesprochene Punkte anschließen zu können, ohne den GesprächspartnerInnen das Gefühl des repetitiven „Wiederkauens“ der Inhalte oder der Unaufmerksamkeit seitens des Interviewers zu vermitteln. Alle interviewten Personen verfügen über einen formal recht hohen Bildungsgrad, sowie über eine langjährige Nutzungserfahrung hinsichtlich des Mediums Internet und stete Zugriffsoptionen auf eben jenes, wodurch sich eine gewisse Homogenität hinsichtlich der erhobenen soziodemographischen Daten abzeichnet. Diese Homogenität ist durchwegs intendiert, da ihr die Vorannahme zugrunde liegt (im Sinne des Digital Divide), dass vor allem Menschen mit höherem Bildungsgrad sich im Umgang mit modernen Technologien schneller an diese assimilieren und sie reflexiv übernehmen. Dadurch sollten Aspekte wie technische Unzulänglichkeiten hinsichtlich der Nutzung des Mediums des sozialen Netzwerkportals Facebook minimiert und die Zentrierung auf die eigentliche Problemstellung, nämlich wie dieser virtuelle Sozialraum von den NutzerInnen erlebt, gestaltet und benutzt wird, ermöglicht werden:

	Alter	Geschlecht	Beruf	Formaler Bildungsgrad	Internet Zugangsmöglichkeiten	aktive Internetnutzung in Jahren
A 1	33	männlich	arbeitslos	HAK Matura	Telefon (Tarif) und Laptop mit USB- Modem (Datentarif)	13
A 2	26	weiblich	arbeitslos	Fachhochschule für Sozialarbeit (Magistra)	Telefon (Tarif) und Laptop mit USB- Modem (Datentarif)	14
A 3	25	männlich	Student/Betreuer bei Jugend am Werk	Studium der Soziologie und Erziehungs- und Bildungswissenschaften (Magister/Bacc.)	Laptop mit Kabel Modem und eingerichteten W- LAN	12
A 4	24	weiblich	Studentin	Bachelor/Masterstudium der Chemie (Bacc.)	Telefon (Tarif), PC und Laptop mit Kabel Modem und eingerichteten W- LAN	8
A 5	23	weiblich	Studentin	Studium der Kultur- und Sozialanthropologie (Bacc.)	Telefon (Tarif) und Laptop mit Kabelmodem	9

6.3: Die Datenauswertung: Die Grounded Theory

Als Verfahren für das Codieren und die Auswertung der durch die Interviews gewonnenen Daten und Informationen wurde das von Anselm Strauss und Barney Glaser geschaffene Konzept der Grounded Theory angewendet. (vgl. Böhm 2004: S 475) In der Grounded Theory erfolgt die Texterschließung aufgrund der Interpretationsleistung der Wissenschaftler. Hierfür werden Kategorien erstellt, die zur Codierung benutzt werden. Durch den Interviewleitfaden des problemzentrierten Interviews könnte hierbei möglicherweise nach Reinders (2005) bereits eine erste Kategorienbildung aus den jeweiligen Fragenkomplexen erschlossen werden. (vgl. Reinders 2005: S 66) Witzel (1982) selbst rückt das von Glaser und Strauss (1967, 1970) konzipierte Verfahren der Grounded Theory als potentiell geeignetes Erhebungs- und Auswertungsverfahren aufgrund der engen Anbindung der empirischen Datengewinnung an die Generierung der Theorie in die Nähe der methodologischen Intention des problemzentrierten Interviews, da diese inhärent als ein gemeinsamer Prozess verstanden werden. (vgl. Witzel 1982: S 80)

Im Wesentlichen lässt sich der Auswertungsprozess von empirisch gewonnenem Textmaterial innerhalb der Grounded Theory in drei nicht ganz klar voneinander abgegrenzte Phasen unterteilen. Eine kurze und prägnante Erörterung dieses Vorgehens lässt sich in Andreas Böhm (2004) seinem Artikel *Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory* finden, an deren Darstellung sich die nun folgende Beschreibung in dieser Arbeit orientiert. In der ersten Phase, dem offenen Codieren, sollen Daten analytisch aufgeschlüsselt werden, in dem Konzepte aus dem Text gewonnen und benannt werden, um Codes zu gewinnen, die sich unmittelbar auf die Daten beziehen. (vgl. Böhm 2004: S 477) Um über eine simple Paraphrasierung der jeweiligen Textstellen hinauszukommen, empfiehlt der Autor einige theoriegenerierende Fragen, die der/die ForscherIn an den zu interpretierenden Text zu stellen hat:

„- Was? Worum geht es hier? Welches Phänomen wird angesprochen?

- Wer? Welche Personen, Akteure sind beteiligt? Welche Rollen spielen sie dabei? Wie interagieren sie?

- Wie? Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen (oder nicht angesprochen)?

- *Wann? Wie lange? Wo? Wie viel? Wie stark?*
- *Warum? Welche Begründungen werden gegeben oder lassen sich erschließen?*
- *Wozu? In welcher Absicht, zu welchem Zweck?*
- *Womit? Welche Mittel, Taktiken und Strategien werden zum Erreichen des Zieles verwendet?*“ (Böhm 2004: S 477f.)

Nach Böhm (2004) versteht sich der Prozess des offenen Codierens als ein „expandierendes Verfahren“, was bedeutet, dass einer relativ geringen Menge zu interpretierenden Textes eine verhältnismäßig große Menge an schriftlicher Interpretationsleistung des/der ForscherIn gegenübergestellt werden kann. Zentral für das Codieren ist das jeweilige Hintergrundwissen des/der ForscherIn, welches im Kontext der zu untersuchenden Passagen genutzt werden soll, sowie generell sein/ihr Wissen über den zu untersuchenden Bereich. Empfohlen werden nach Böhm (2004) so genannte In-vivo Codes, die als umgangssprachliche Deutungen der Phänomene direkt aus der Sprache des Untersuchungsfeldes stammen. Dies bedeutet, dass In-vivo Codes Teile von Theorien sind, die von den UrheberInnen der jeweiligen Texte selbst generiert wurden. (vgl. Böhm 2004: S478) Beim axialen Codieren, dem zweiten Schritt, werden bereits vorhandene Konzepte verfeinert und ausdifferenziert, wodurch ihnen der Status von Kategorien verliehen wird. Rund um eine Kategorie wird ein Beziehungsnetz ausgearbeitet, wobei sich das axiale Codieren, als auch das offene Codieren, auf kurze Textsegmente, sowie größere Textabschnitte oder gar den gesamten Text beziehen kann. (vgl. Böhm 2004: S 479) Im letzten Schritt, dem selektiven Codieren, gilt es anhand der bisher ausgearbeiteten Kategorien und erarbeiteten Netzwerke das zentrale Phänomen der Analyse zu bestimmen. Dieses zentrale Phänomen kann dabei durchwegs bereits in der Fragestellung beziehungsweise Formulierung der Untersuchung enthalten sein. Das zentrale Phänomen wird als Kernkategorie bezeichnet. (vgl. Böhm 2004: S 482)

6.3.1: Die Generierung der Kategorien

Im Zuge des Auswertungsverfahrens im Rahmen der Grounded Theory ergaben sich insgesamt vier Haupt- oder Achsenkategorien rund um die zentrale Kernkategorie des virtuellen Sozialraumes. Die erste Kategorie bezieht sich auf die allgemeinen Nutzungsweisen der interviewten NutzerInnen in Bezug auf den virtuellen Sozialraum. Wofür wird das Internet genutzt, welche alltäglichen Routinen werden unter Zuhilfenahme dieses Mediums bewältigt und welchen Stellenwert haben dabei virtuelle soziale Netzwerke wie Facebook? Insgesamt ließen sich drei zentrale Aspekte der Internetnutzung eruieren, die schlussendlich namensgebend für die Benennung der Kategorie gewesen sind: Das Internet wird im Wesentlichen von den BenutzerInnen im Spannungsfeld zwischen *Information*, *Kommunikation* und *Vernetzung* erlebt, benutzt und gestaltet.

Die zweite Kategorie beinhaltet thematisch die individuell *subjektive soziale Bedürfnisstruktur* der NutzerInnen innerhalb des virtuellen Social Networks Facebook. Im Vordergrund stehen hierbei unter anderem die im Rahmen dieser Studie eruierten Aspekte der *Teilhabe*, der *Selbstdarstellung* und anderer Semantiken, die sich durch das Codier- und Auswertungsverfahren ergeben haben.

In der Kategorie *sozialer Druck und Ausschluss* werden all jene Aspekte subsumiert, die die Bedeutung der Partizipation an sozialen Netzwerken wie Facebook veranschaulichen. Wie sind die interviewten Personen zu Facebook gekommen und was war ihre Motivation dafür? Wie elementar und welchen individuellen Stellenwert hat die Nutzung und die Teilhabe an diesem virtuellen Sozialraum? Gibt es Formen von sozialen Zwängen, die eine Anteilnahme als notwendig erscheinen lassen, um am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen? Im Rahmen der Auswertung ließen sich durchaus einige Tendenzen finden, die Facebook als einen virtuellen Sozialraum zwischen Inklusion, Exklusion und sozialer Partizipation verorten lassen.

Neben vielen positiven Affekten, die mit Facebook verbunden werden, lassen sich auch einige Kritikpunkte anführen, die dessen Ambivalenz hervorheben. Diese werden in der Kategorie *Kritik*, *Privatsphäre* und *Macht* festgehalten und exploriert. Vor allem der Intimität und Privatsphäre hinsichtlich der Verwaltung des eigenen sozialen Netzwerkes und dem Umgang Facebooks mit sensiblen und privaten Daten wird hierbei aus Sicht der NutzerInnen besondere Aufmerksamkeit gewidmet, die nicht zuletzt einen Einfluss auf

die Selbstdarstellung und die Nutzung innerhalb dieses Sozialraumes haben.

7.0: Auswertung und Ergebnisse

7.1: Information, Kommunikation und Vernetzung

Generell lässt sich anhand der in dieser Studie interviewten Personen sagen, dass sich das Internet, als doch noch relativ junges technisches Medium, im Spannungsfeld zwischen Informationsbeschaffung, Kommunikation und Vernetzung verorten lässt. So wird das Internet zum einen als universelle Informationsquelle herangezogen, sei es die „virtuelle Jobsuche“ über Online- Zeitungen, Stellenanzeigen und entsprechende Jobangebotsseiten (vgl. A1: Z 4-8), das Vorbereiten und Informieren bezüglich der universitären Lehre (vgl. A5: Z 8-14; A4: Z 9-13), oder einfach um privaten Interessen wie Rezepten, Routenberechnungen, Wetterinformationen, Shopping, nachzugehen. (vgl. A2: Z 5-12)

„...ähm, Information bezüglich Konzerte, oder Festivals, funktioniert auch alles über die Homepages der jeweiligen Konzerthäuser, beziehungsweise Festivalanbieter. Ähm, Facebook, informieren über diverse Veranstaltungen von Freunden, Feiern usw. Das wird im Prinzip alles über Facebook gepostet...und da eben auch informieren, was es eben alles Neues gibt...also einfach das Internet als reine Informationsquelle generell.“ (A3: 8-12)

Zum anderen gestaltet sich das Internet für die meisten als ein Ort reger Kommunikation und Interaktion, der für die meisten der interviewten Personen bereits zur alltäglichen Routine in ihren Tagesabläufen gehört. Kommuniziert wird hierbei vor allem über Email und die in dieser Arbeit im Zentrum des Interesses stehenden Social Network Sites, allen voran Facebook (vgl. A2: Z 21-24; A3: Z 32-40; A4: Z 13-18; A5: Z 4-8; A1: Z 18-21) In seltenen Fällen werden auch noch Programme wie Skype für Videotelefonie herangezogen, dessen Nutzung sich allerdings in einem sehr moderaten und pragmatischen Rahmen bewegt. (vgl. A4: Z 28-34; A2: Z 20) Als signifikant hat sich hierbei die Differenz in der Handhabung dieser Kommunikationsformen erwiesen. Generell wird der Kommunikation über Email vermehrt ein formaler und semi- privater Charakter zugesprochen und die virtuelle private Kommunikation mit dem eigenen sozialen Netzwerk wird immer mehr auf die Social- Network Plattformen ausgelagert. (

vgl. A1: Z 18-21; A3 32-40; A4: Z 13-18). Lediglich eine interviewte Person hat der privaten Kommunikation über Email weiterhin einen persönlichen Stellenwert zugesprochen. (vgl. A5: Z 4-8)

„Also die privaten Kontakte über Email ganz sicher. Also für mich hat das Email immer so...so, also so einen spezielleren Charakter. Das ist irgendwie...(kurze Pause)...ja, förmlicher. Also da schreibt man: „Sehr geehrte Damen und Herren...blablabla, dann den Inhalt und mit freundlichen Grüßen“, das ist halt auf Facebook nicht so. Also Email ist in 90% der Fälle, außer wenn nicht gerade meine Großeltern, die halt auch Email haben, also ein Großvater von mir, der schreibt halt gelegentlich und schickt Fotos über Email und nicht über Facebook, weil Facebook hat er nicht. Aber sonst glaub ich schon, dass Facebook und die ganzen sozialen Netzwerke, die es da gibt, Email ein bissl verdrängt haben.“ (A2: Z 29-37)

Die virtuelle private Kommunikation mit dem eigenen Freundes- und Bekanntenkreis verlagert sich zunehmend auf virtuelle freundeszentrierte soziale Netzwerkportale wie Facebook. Andere soziale Netzwerkportale, namentlich Google Plus, wurden innerhalb dieser Studie nur von einer einzigen Person aktiv genutzt. Hierbei stand allerdings weniger die private Kommunikation mit dem eigenen sozialen Umfeld im Vordergrund, als vielmehr die Techniken des Netzwerkers, die das Kennenlernen und die Kontaktaufnahme zu unbekannten Personen über jene Netzwerkportale implizieren. Hierbei ergab sich ein aus pädagogischer Perspektive nicht uninteressanter Aspekt, denn die Kontaktaufnahme erfolgt aus Gründen des Eigeninteresses hinsichtlich der Techniken des Selbstlernens und der Bildung, beziehungsweise der Selbstverwirklichung und der Anreicherung des individuellen sozialen Kapitals hinsichtlich eines dezidierten Fachgebietes, nämlich jenes der Fotografie:

„Genau, das... das ist etwas, dass ich früher nie gemacht hab, vor allem weil mir dieser Begriff „Networking“ schwer unsympathisch war ...ähhhh...mach das jetzt aber eigentlich „networken“ auf rucklos...also wie gesagt, ich verwende jetzt wirklich konträr zu Facebook, um Fachkontakte zu knüpfen, sprich für mich heißt Fachkontakte eben Leute aus der Fotografie. Und Google Plus ist halt momentan die Tummelwiese für Fotografen aller... aller Fähigkeiten, also vom blutigsten Anfänger bis hin zu den Obergrößen der Profiwelt sind da alle vertreten. Und das verwende ich eben um eben

Kontakte zu knüpfen... “ (A1: Z 117-124)

Während also gewisse Netzwerkportale durchwegs für die reinen Techniken des Netzwerkens und der Erweiterung der Kontakte dienen können, steht beim Onlineportal Facebook vor allem, zumindest wenn man die interviewten Personen als aussagekräftig betrachtet, der bereits etablierte und stark erweiterte Bekannten- und Freundeskreis im Vordergrund. Generell lässt sich anhand des virtuellen Social Networkportals Facebook ein gewisser Zentralisierungseffekt nachweisen, wenn es im virtuellen Raum um den Austausch und die Beschaffung von sozialen Informationen und die Organisation des individuellen Freundes- und Bekanntenkreises geht. Hierbei könnten vor allem die relativ einfache technische Handhabung, der rasche Zugriff und der kompakte Überblick über das eigene soziale Netzwerk, als auch die weit verbreitete Nutzung dieses Mediums eine nicht unwesentliche Rolle spielen. So werden über Facebook exemplarisch Informationen über das Studium ausgetauscht (vgl. A4: Z 19-21), Informationen über Parties, Veranstaltungen und Geburtstage eingeholt (vgl. A2: Z 109-112), Festival und Konzertaktivitäten verfolgt (vgl. A3: Z 124-129), sowie Demonstrationsaufrufe registriert (vgl. A5: Z 57-61) oder generell soziale Informationen über Freunde und Bekannte eingeholt (vgl. A5: Z 147-152), einfach, weil das eigene Netzwerk und diverse andere immer mehr zentralisiert zusammenrücken. Für eine Person gingen die sozialen Netzwerkportale wie Facebook weit über den Zugang zu sozialer Information aus dem eigenen Freundes- und Bekanntenkreis hinaus, sie stellen vielmehr einen generellen und vor allem raschen Zugang zu Informationen aus diversen Bereichen dar (vgl. A1: Z 185-190), was sich aufgrund der rasanten Informationsflut nicht zuletzt in einem ambivalenten Verhältnis zu diesem widerspiegelt:

„...ein positiver Aspekt, genauso wie alltägliche Gschichtn wie: „Ich erfahrr Neuigkeiten schneller als...als über normale Medienkanäle. Es ist zum Teil abartig, wenn du liest Facebook Meldungen oder Google Plus Meldungen, aber jetzt wirklich nicht im Sinne von „die Susi hat geheiratet“, sondern irgendwas ist passiert...Kernkraftwerk, Erdbeben, keine Ahnung was und a halbe Stunde später siehst du erst bei den Medien. Also, das hat...find ich zum Teil eigentlich recht interessant, beziehungsweise erschreckend, was da...dass ich da mit...mit Social Networks zum Teil schneller informiert bin als wie über große Medien.“ (A1: Z 339-345)

Neben der raschen Eruiierung von sozialen Informationen und Daten hat sich ein weiterer Aspekt mit einem relativ dominanten Impact herauskristallisiert, nämlich das vereinfachte Organisieren der eigenen sozialen Netzwerke. Wenig überraschend dreht sich offensichtlich alles bei dem sozialen Netzwerkportal Facebook um die sozialen Netzwerke und deren Management und Organisation. Dies geschieht vorwiegend über die Funktionen Gruppen und Veranstaltungen, über die Leute eingeladen werden können zu diversen Veranstaltungen und Aktivitäten, die daraufhin ihre Teilnahme bekunden und mit den VeranstalterInnen sowie geladenen Leuten in Kontakt treten können. So organisiert exemplarisch eine der interviewten Personen Veranstaltungen wie ein Ratequiz oder musikalische Themenabende über dieses Netzwerkportal, lässt den Leuten über Termine, Inhalte, Neuerungen und Ergebnisse Informationen zukommen, und versucht dadurch möglichst viele Menschen aus ihrem Bekanntenkreis für diese Veranstaltungen zu mobilisieren. (vgl. A1: Z 355-366) Eine andere Person wiederum hat eine Gruppe gegründet, in der man sich einmal die Woche für ein Treffen in immer unterschiedlichen Lokalitäten per Abstimmung verabredet und diverse Vorschläge für die jeweiligen Orte postet. (vgl. A4: Z 209-214) Generell wird Facebook hinsichtlich des Organisations- und Vernetzungsaspektes nicht als ein unverzichtbares Medium angesehen, schließlich gibt es auch andere Kommunikationsformen wie die SMS oder das Telefon an sich (vgl. A4: Z 412-421), die Möglichkeit viele Menschen aus dem eigenen Bekanntenkreis auf einer Plattform subsumiert zu wissen, sich mit ihnen leicht und unkompliziert zu Verabreden und vor allem viele auf einmal erreichen zu können, wird dennoch als ein großer und bequemer Vorteil gesehen:

„Also ich denk mir persönlich, dass ähmm...es also rein betrachtet rein aus derer Perspektive ähmm... Veranstaltungen, absprechen zum Fortgehen oder Kommunikation, es würd schon... also ich denke es würd auch ohne solche Plattformen funktionieren, weil rein über SMS, beziehungsweise SMS- Ketten, Anruf- Ketten, nur...ich denk mir die Möglichkeit über Facebook, also ich denk mir, es vereinfacht das Ganze. Weil im Prinzip der ganze Freundeskreis dabei ist und weil du eben über Facebook eine Veranstaltung erstellen kannst, beliebig Freunde einladen kannst, beliebig das befuglich...beziehungsweise geschlossen einstellen kannst. Da denk ich mir, das ist eine extreme Vereinfachung, weil es macht es einfach weit einfacher sich abzusprechen, beziehungsweise Sachen auszumachen über Facebook. Aber ich denk es wär, also persönlich organisier zum Beispiel auch die Stammtische von unserem XXXX Stammtisch

via SMS und nicht über Facebook, also es funktioniert so genauso, denk ich mir.“ (A3: Z 52-63)

Das Internet, als virtueller Sozialraum, offenbart sich insgesamt aufgrund des Nutzungsverhaltens der interviewten Personen als ein Ort zwischen Informationsbeschaffung, Kommunikation und Vernetzung. Egal ob es sich um Informationen in Bezug auf Studium, Arbeitsbeschaffung, Konsum, Freizeitinteressen oder das Weltgeschehen handelt, das Internet ist mittlerweile zu einem Instrument zur Bewältigung dieser für viele Menschen alltäglichen Routinen geworden. Im Bereich der privaten Kommunikation und Vernetzung nehmen zunehmend soziale Netzwerkportale wie Facebook einen immer zentraler werdenden Stellenwert ein. Für vier der interviewten Personen wird dementsprechend der Emailfunktion, oder anderen Kommunikationsformen (Skype) innerhalb des Internets, eine immer geringer werdende Bedeutung beigemessen. Über Social Networks wie Facebook werden die individuellen sozialen Netzwerke virtuell verwaltet, strukturiert und organisiert, sowie soziale Informationen aus dem eigenen Freundes- und Bekanntenkreis eingeholt. Facebook wird somit erst durch den eigenen Freundes- und Bekanntenkreis zu einer fixen relevanten Größe innerhalb des Kommunikationsspektrums der NutzerInnen.

7.2: Soziale Bedürfnisstruktur zwischen Selbstdarstellung, Partizipation und Internetmüdigkeit

Innerhalb dieser Kategorie sollen nun die jeweils subjektiven Semantiken der sozialen Bedürfnisstruktur der InterviewpartnerInnen in Bezug auf das soziale Netzwerkportal Facebook und deren individueller Stellenwert zum Ausdruck gebracht werden. Zum einen wird Facebook von den InterviewpartnerInnen dazu verwendet, um Kontakte aufrecht zu erhalten und vorhandene Beziehungen zu pflegen. So wird diese Form der Kommunikation vor allem geschätzt, wenn es darum geht, Beziehungen über weite Distanzen aufrecht zu erhalten. So wird Facebook von einer Interviewperson dazu verwendet, im Urlaub generierte Bekanntschaften weiterhin aufrecht zu erhalten, weit über regionale und nationale Grenzen hinweg (vgl. A5: Z 46-57), oder mit dem eigenen Bekanntenkreis, wenn man sich gerade im Ausland befindet. (vgl. A5: Z 171-173) Jedoch nicht nur über nationale Grenzen hinweg werden Beziehungen gepflegt, auch innerhalb Österreichs, wo direkter interpersonaler Kontakt entweder erschwert oder selten

stattfindet, wird Facebook als Kommunikationsform geschätzt. (vgl. A3: Z 101-106) Man kann daher vereinfacht über Facebook mit Menschen in Kontakt stehen, mit denen man ansonsten „nicht so intensiven“ Kontakt hat, und diese Option wird von den meisten InterviewpartnerInnen auch gerne genutzt. (vgl. A2: Z 103-105; A5: Z 167-171; A4: Z 431-436) Einige der interviewten Personen haben zudem durch etwaige Suchoptionen, die dieses Netzwerkportal offeriert, altbekannte und mit der Zeit verlaufene Freund- und Bekanntschaften wiedergefunden und aufgefrischt. So wurden im konkreten Fall alte SchulfreundInnen über Facebook gesucht und wiedergefunden, zu denen der Kontakt abhanden gekommen war (vgl. A1: Z 330-337), oder generell alte FreundInnen, auch wenn die einstmalige Vertrautheits- und Freundschaftsintensität nicht mehr hergestellt wurde. Dennoch wird es als ein netter positiver Aspekt angesehen, diese Menschen wiedergefunden zu haben und zu sehen, wie sie sich verändert haben. (vgl. A5: Z 107-112)

Des Weiteren zeichnete sich aufgrund der Interviews die Tendenz ab, dass Facebook sich zunehmend, vermutlich aufgrund der netzwerkartigen und losen und daher unverbindlichen Struktur, als eine immer bedeutender werdende Instanz etabliert, wenn es um das Anbahnen von neuen Bekanntschaften und Kontakten geht. (vgl. A4: Z 320-324) Zwar werden nicht willkürlich neue Kontakte über diese Plattform erschlossen, die erste weiterführende Kontaktaufnahme nach dem persönlichen Aufeinandertreffen findet aber offenbar immer häufiger über Social Networks wie Facebook statt:

„Ahm, meistens ist es so, dass es sich, es sich aus dem Gespräch heraus gar nicht ergibt, dass man sich dann...also mittlerweile stell ich fest, dass man dann irgendwie die Telefonnummer untereinander austauscht, sondern man sucht sich dann halt auf Facebook und wenns dann halt passt, dann sagt man halt: „treffen wir uns da und da und du erreichst mich unter der und der Nummer“. Also ich krieg dann meistens die Nummern von den Leuten eben über eben solche Social Network, ahm, und nicht umgekehrt.“ (A4: Z 301-306)

Die offene und unverbindliche Struktur von sozialen Netzwerkportalen wie Facebook wirkt offenbar verlockend um schneller und direkter in Kontakt mit den Mitmenschen zu kommen, geht man doch bei einer Eingliederung in ein „virtuelles soziales Netzwerk“ nur eine lose und sehr abstrakte Bindung ein, zumindest weniger „verpflichtend“ und „persönlich“ als im Vergleich zu der Hergabe einer Telefonnummer oder Email- Adresse. Eine interviewte Person erweitert so stetig ihr virtuelles soziales Netzwerk auf Facebook, indem sie zum Beispiel die Mitmenschen, die sie in ihrer Arbeit als KellnerIn kennenlernt und mit denen sie daher immer wieder während der Arbeitszeit losen Kontakt pflegt, eingliedert. (vgl A5: Z 184-191) Facebook wird daher gerade von derjenigen Person als ideale Anlaufplattform bezeichnet, wenn es darum geht, neue Kontakte zu knüpfen und Menschen kennenzulernen, man könnte sich ja dadurch besser kennenlernen, falls jemand Interesse bekundet. (vgl A5: Z 318-322) Dennoch erfolgt die Kontaktaufnahme und die Eingliederung der Personen auf Facebook nicht wahllos oder gar willkürlich, vielmehr findet ein recht lockerer, abstrakter Selektionsmechanismus statt. (vgl. A1: Z 411-415; A4: Z 297-298)):

„Ich habe eigentlich keinen dezidierten Grund, aber ich denk mir...ähm, wenn ich jemanden zu meinem Freundeskreis bei Facebook hinzufüge, muß ich über die Person doch ein bissi was aussagen können oder ein bissl was wissen zumindest in Ansätzen. Und ich denk mir, wenn ich gleich wen kennenlernen und dann in meinen Facebook- Account gib, dann kann ich jetzt noch nicht wirklich so viel sagen. Deswegen wäre es mir wichtig, dass man vorher erst sich mehr oder weniger ein wenig kennenlernt, damit ich auch ein bissi einschätzen kann, „ja, da könnt es jetzt was werden, wie auch immer, wie ist die Person wirklich?“. Meistens ist es bei den ersten Treffen immer ganz anders als wies beim 2ten oder 3ten Treffen ist...von dem her würde ich da mal schaun wie es dann einfach wirklich beim 2ten oder 3ten Eindruck dann ist gegenüber der jeweiligen Person...“ (A3 Z: 191-200)

Soziale Netzwerke wie Facebook bekommen offenbar eine zunehmende Bedeutung als Sozialisationsinstanz, wenn es um das Kennenlernen und Anbahnen von neuen Bekanntschaften geht. Man könnte sagen, es wird „als Vorteil gesehen über solche Kommunikationsplattformen Kontakt aufzunehmen, da die Hemmschwelle etwas geringer ist und der Weg sich somit einfacher gestaltet, neue Freundschaften zu beginnen“. (vgl. A2: Z 146-151) Ganz nach dem Sprichwort: „Wo viel Licht ist, ist auch

viel Schatten“ lässt sich metaphorisch gesprochen auch ein Nachteil an dieser relativ losen Bekanntschafts- und Freundschaftsnetzwerkshierarchie eruieren. Zumindest bei einer der interviewten Personen löste der Umstand der etwas lockeren Freundes- und Bekanntschaftsakquirierung mit der Zeit ein wenig Irritation und Unbehagen aus:

„Das war ja ganz am Anfang, wie ich mein Profil angelegt habe, auch so, da habe ich nur 10 Freunde gehabt, oder 50 Freunde, und nicht 200. Und dann sind halt immer mehr gekommen. Und man kann dann halt ganz schwer Freundschaftseinladungen ablehnen. Und die Leute, mit denen ich mich im realen Leben nicht so gut vielleicht versteh, oder mit denen ich nur ganz, ganz wenig Kontakt hab, sind halt auch irgendwie auf meinem Profil. Und das will ich halt irgendwie net.“ (A2: Z 73-79)

Was die Selbstdarstellung auf Facebook betrifft, halten sich alle interviewten Personen mit der Bekanntgabe und Offenlegung von privaten und pikanten Details zurück. Generell werden wenig bis gar keine privaten Inhalte bekannt gegeben, das soziale Onlinenetzwerk Facebook als Sozialraum im Sinne eines Kommunikations- und Handlungsraumes steht im Schatten des Terminus der „Wahrung der Privatsphäre“. So werden entweder kaum emotional persönliche Beiträge auf dieser Plattform getätigt oder bei Kommentaren streng darauf geachtet, wie man Kommentare formuliert (vgl. A2: 175-185), aus Angst, dass sie missverstanden werden könnten, vor allem von Personen, mit denen man nicht in engeren Kontakt steht. (vgl. A5: Z 357-364; vgl. A4: Z 247-254) Wenn Kommentare gepostet werden, dann unterliegen sie zumeist einer sehr strengen selektiven Tendenz und oftmals sind es Inhalte wie News, die weitergeleitet werden, oder Nachrichten von Geschehnissen, sowie Film- und Musikempfehlungen in Form von Videos (Youtube), die publiziert werden. (vgl. A1: Z 450-458; A3: Z 217-225) Private und interpersonale Kommunikation wird dementsprechend sofort auf eine Kommunikationsebene (private Nachrichtenfunktion, Chat) transferiert, in die andere Personen des Netzwerkes nicht einsehen können. (vgl. A4: Z 338-341)

Im Gegensatz zu der Tendenz, möglichst wenig über sich selbst preiszugeben, ergab sich bei einigen der interviewten Personen innerhalb dieser Studie ein leichte, von Neugier und Voyeurismus motivierte Tendenz Informationen aus dem Privatleben des Bekanntenkreises zu eruieren. So werden exemplarisch Bilder von diversen Feiern, die hochgeladen werden, namentlich erwähnt (vgl. A3: Z 130-134), oder einfach nur die

Neugier um nachzusehen, ob irgendjemand irgendetwas kommentiert hat (vgl. A5: Z 140-142):

*„Ganz platt gesagt, es ist glaub ich eine Befriedigung der Neugier. Also, man steigt ein, und schaut wer was schreibt, allein schon aus Gewohnheit glaub ich teilweise. Aber dann auch aus Interesse, einfach dieses voyeuristische zu befriedigen, zu wissen, was bei den anderen wo passiert, was, find ich, schon krankhaft ist, bei manchen. Aber auch teilweise bei mir, weil ich das schon so gewohnt bin, einfach einzusteigen und zu schaun, ja, wem geht's schlecht, wem geht's gut, wer geht wo auf welche Party... ähhh... (unverständlich)... und das war, ich weiß nicht, wie lang ich jetzt schon auf Facebook bin oder allgemein... vor 10 Jahren hab ich nicht gewusst, dass die Nachbarin in die Therme fährt, außer sie hat es mir selber erzählt. Oder ich hab nicht gewusst, dass das Kind von einer Freundin irgendwo grad welche Zähne kriegt, also... *seufzt* es stört mich auch nicht, das nicht zu wissen, aber wenn ich schon die Möglichkeit hab, das auch zu erfahren, bin ich irgendwie neugierig.“ (A2: Z 124-135)*

Neben dem Reiz der Neugier und des Bedürfnisses nach Kommunikation, Interaktion und sozialen Informationen lassen sich aber auch Aspekte von Stress und Reizüberflutung ausfindig machen. Die Möglichkeit der schnellen Erreichbarkeit über diese Netzwerke, sowie der rasche Informationsfluss, der über solche Netzwerke und das Internet generell stattfindet, werden von einigen Personen in bestimmten Situationen als belastend und ablenkend betrachtet. So distanzierte sich eine Person aufgrund des bevorstehenden Endes ihres Studiums eine Zeit lang von diesem ganzen „Social Media Spaß“, da sie nicht erreichbar sein und von niemanden angeschrieben werden wollte, damit sie sich in aller Ruhe und mit voller Konzentration auf ihr Telos des Studienabschlusses konzentrieren konnte. (vgl. A4: Z 63-69) Die Klausur zum Internet und zu sozialen Netzwerken wird von den interviewten Personen vor allem dann gesucht, wenn sich eine gewisse Form der „Internetmüdigkeit“ breit macht und man das Bedürfnis nach „Abstand und Ruhe“ verspürt (vgl. A4: Z 101-112):

„Ja, also es gibt so Phasen wo ich (kurze Pause) ...weiß nicht wie ich das nennen kann...“internetmüde“ bin quasi und einfach kan Bock hab jetzt irgendwie einen Webbrowser zu öffnen und mir irgendwas anzuschauen. (kurze Pause) Ähh, ich hab eigentlich die, die Seite vom Standard als Startseite und nicht mal das mach ich dann auf, also es interessiert mich dann einfach nicht. Dann hab ich, weiß nicht, das dann, für 1 bis 2 Tage könnens mich dann alle gern haben, wenn ich das jetzt so formulieren darf (lacht)...und dann erwischts mich wieder, dann, dann ists am nächsten Tag das Erste was ich wieder beim Frühstück mach, Computer aufdrehn und schaun, was in der Welt abgegangen ist, also...aber es gibt so Phasen, mittlerweile werden, werden die Phasen auch stärker; also jetzt nachdem ich wie gesagt wirklich Stunden, also es hat Tage gegeben, da war ich 10 Stunden Online...und (räuspert sich) ...kann man jetzt vielleicht als Internetsucht auslegen, keine Ahnung, weiß i net, aber ich hab da auch so Erholungsphasen wo ich mir dann denk „na, jetzt, 24 bis 48 Stunden, nein, Buch lesen, irgendwas rausgehen, ohh mein Gott, irgend jemanden anrufen und mit dem dann persönlich treffen“, aber Computer einmal nein, danke.“ (A1: Z 51-65)

Der virtuelle Sozialraum Facebook gestaltet sich für die interviewten Personen somit als ein Ort im ambivalenten Verhältnis zwischen Kommunikation und Diskretion. Vor allem die stete Erreichbarkeit wird geschätzt und für Kommunikation mit Freunden oder losen Bekannten über weite Distanzen genutzt, um nach Befindlichkeiten zu fragen oder sich für das Wochenende zu verabreden. Zudem kommt Facebook beim Anbahnen und Kennenlernen von neuen sozialen Kontakten anscheinend vermehrt eine bedeutende Stellung zu. Anstatt der Telefonnummer oder der Emailadresse wird oftmals der Facebookaccount als Kontaktquelle angegeben. „Man sucht und findet sich“ in diesem virtuellen Sozialraum und man schaut, ob sich aus dem aktuell losen und schwachen sozialen Kontakt in Zukunft etwas entwickeln könnte und dieser intensiviert wird. Diese relativ lockeren Freundschafts- und Bekanntschaftsnetzwerke unterliegen zwar einer Selektion, dennoch wird die Kommunikation innerhalb dieser Netzwerke relativ „neutral“ gehalten und intime und persönliche Inhalte „öffentlich“ auf dieser Plattform kaum übermittelt. Auf der anderen Seite haben Aspekte wie Neugier und Voyeurismus hinsichtlich des Einholens von sozialen Informationen einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Nutzung dieses Sozialraumes. Zwar differenziert der Grad der Intensität hierbei durchaus, dennoch werden die sozialen Datenströme gerne genutzt, um „Up to Date“ zu bleiben. Jene Datenströme aus dem eigenen Netzwerk, oder anderen

Informationskanälen, können zudem ab und an als „belastend und störend“ empfunden werden, worauf hin aufgrund der „Internetmüdigkeit“ der PC, beziehungsweise der Zugang zum Internet, für einen geringfügigen Zeitraum stillgelegt wird und ein „realweltliches Eremitendasein“ der Daten- und Informationsflut gegenüber der Vorzug gegeben wird.

7.3: Sozialer Druck und Ausschluss

Eine weitere Kategorie, die im Rahmen der Auswertung dieser Studie generiert wurde, beinhaltet die unter der Perspektivität von Inklusions- und Exklusionsaspirationen betrachteten und für die soziale Arbeit nicht uninteressanten Aspekte der individuellen Semantik der Teilhabe an diesen Netzwerken und wie groß der soziale Druck aus dem eigenen Umfeld empfunden wird, um an diesen virtuellen sozialen Netzwerken zu partizipieren. Wie sehr der eigene Freundes- und Bekanntenkreis Einfluss auf die Entscheidung einer Mitgliedschaft und der Teilnahme an diesem Netzwerk hat, veranschaulichen die diversen Motive der Befragten hinsichtlich der Partizipation und Registrierung bei Facebook. Alle im Rahmen dieser Studie interviewten Personen kamen über ihren Freundes- und Bekanntenkreis zu diesem sozialen Onlinenetzwerkportal. So werden Freunde und ihre Mitgliedschaft bei Facebook durchwegs als hauptsächlicher Grund genannt, um sich bei diesem Netzwerkportal anzumelden und dieses zu nutzen. Während bei einer der befragten Personen der Vorschlag des Freundeskreises dazu führte, Facebook anzutesten und sich schließlich dafür zu entscheiden (vgl. A3: Z 73-79), trat in anderen Beispielen der Freundeskreis wesentlich dominanter in Erscheinung. So wurde einer Person bei einem gemütlichen Beisammensitzen durch einen Freund förmlich die Registrierung bei Facebook eines Abends „quasi befohlen“, obwohl die betreffende Person eigentlich keine Ahnung hatte, wobei es sich bei Facebook namentlich handelt. (vgl. A5: Z 71-76) Einige hatten zudem bereits einige Vorerfahrung im Umgang mit virtuellen Netzwerkportalen, da sie bereits bei StudiVZ, einem weiteren Vertreter von virtuellen sozialen Netzwerken, registriert waren und dieses nutzten. Hier stellte vor allem die Emigration des eigenen sozialen Netzwerkes zu Facebook den Beweggrund für einen Wechsel dar. Dadurch wurde man vor die Wahl gestellt, „entweder zu Facebook zu wechseln oder an gar keinem sozialen Netzwerk mehr zu partizipieren“. (vgl. A2: 87-91) Einige der befragten Personen sträubten sich dennoch anfangs gegen eine Registrierung (vgl. A1: Z 233-237; A2: 87-91)), fanden aber zunehmend Gefallen an dem neuen und

fremden Umfeld, in dem immer ein paar Freunde Online waren. (vgl. A1: 244-251):

„Und dadurch, dass dann ziemlich viele dann auch irgendwann auf Facebook umgestiegen sind und dann fast niemand mehr auf StudiVZ erreichbar war, ahm, dadurch bin ich dann im Prinzip umgestiegen „geworden“ (lacht).“ (A4: Z 130-132)

Bei einer der befragten Personen hat das eigene individuelle soziale Netzwerk nicht nur einen Impact auf die Motivation hinsichtlich der Registrierung bei Facebook, sondern auch auf ein starkes Exklusionsgefühl, wenn man nicht „mittendrin, statt nur dabei“ ist. Da zunehmend immer weniger Leute per SMS, Email oder gar Anruf Kontakt halten und Einladungen verschicken, und dieser Prozess immer mehr auf Facebook ausgelagert wird, hat diejenige Person immer mehr das Gefühl von relevanten gesellschaftlichen Ereignissen in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld ausgeschlossen zu sein, wenn sie nicht auf Facebook aktiv ist. (vgl. A2: Z 112-115) Exemplarisch wurde von derjenigen Person ein geplanter Ski- Urlaubes angeführt, von dem sie und ihr Freund ursprünglich nichts wussten und nicht in die Planung miteinbezogen wurden, da die Organisation und Verwaltung dessen primär über Facebook ohne sie stattgefunden hat:

„Warum...(kurze Pause)...weil ich glaube, dann einfach aus einem Kreis dann ausgeschlossen zu werden, und mir Dinge zu...also, dass mir Dinge entgehen, dass ich Dinge versäume, die nur durch Facebook möglich sind. ...also ganz ein praktisches Beispiel, zum Beispiel (lacht)...ähm, mein Partner ist nicht in Facebook, seine Freunde fast alle. Da sind die mal auf Ski- Urlaub gefahren und es ist alles über Facebook abgehandelt worden. Und nachdem er gar nicht auf Facebook war, ist er ganz am Schluss dann angerufen worden. Und sie haben dann gefragt: „Ja, willst du jetzt eigentlich auch mitfahren, weil wir haben das alle schon beschlossen auf Facebook“ Und er meinte, ja, eigentlich schon und dann ist es um die Zimmeraufteilung gegangen und da habens gesagt: „Ja, wir über Facebook haben uns das schon ausgemacht, und für euch bleibt nur noch das eine Zimmer übrig.“ Weil es eigentlich ganz dumm ist, dass man dazu Facebook braucht, aber...man ist schon abhängig von solchen Dingen. Und da finde ich dann schon, ist seine gewisse Benachteiligung da, wenn man nicht in Facebook ist.“ (A2: Z 199-211)

Generell wird von dieser Person die Dominanz und die zunehmende Bedeutung von Facebook hinsichtlich der Organisation und der Strukturierung des Alltages, beziehungsweise der gesellschaftlichen Teilhabe an sich, als „grenzwertig“ bezeichnet. Es findet gefühlt alles zunehmend nur noch über Facebook statt und dies sei „zu viel des Guten, oder irgendwie nicht des Guten“. (vgl. A2: Z 245-248) Sie bezeichnet sich in diesem Sinne als recht abhängig von diesem Medium und würde es schön finden, wenn sie nicht mehr „eine Geißel von Facebook“ sein müsste. (vgl. A2: Z 266-269) Für eine andere Person zählt die Anteilnahme an solchen virtuellen Netzwerken nicht nur zum Alltag, sie wird als Notwendigkeit angesehen, um mit den Anforderungen der heutigen Gesellschaft Schritt halten zu können. So stehen Personen, die sich freiwillig diesen Netzwerken entziehen und auf den Datenfluss von sozialen Informationen und Ereignissen innerhalb ihres und anderer Netzwerke verzichten, „meistens dann a bissl daneben“ und „außerhalb des Ganzen“. Über virtuelle soziale Netzwerke ist man nicht nur mittendrin, sondern man erhält diverse Informationen schneller und effizienter als über andere Kommunikations- und Medienkanäle. Nicht umsonst gibt es nach Ansicht dieser Person die wohl etwas ironisch gemeinte Facebook- Gruppe: „Weiß ich schon, habs auf Facebook gelesen“. (vgl. A1: Z 180-188) Mit sozialen Netzwerkportalen ist man eben mitten im Datenstrom, direkt im „Fluss der Zeit“, auch wenn diese Schnellebigkeit an Informationen und der permanente Datenfluss zu ambivalenten Gefühlen führen:

„Ähm, ja, nach momentaner Lage vielleicht, weil die ganze Gesellschaft verändert sich ja, das ganze Leben...man müsst das halt so formulieren, das ganze Leben wird immer schneller, es passiert immer mehr und man braucht immer mehr, man will immer mehr, man muß immer mehr können...und für mich sind diese Plattformen eigentlich ein Spiegel von diesem ganzen, weil ohne dem geht's net, ohne dem bist nix, ohne dem kannst nix...na sicher bist jemand ohne dem, sicher kannst was ohne dem, aber du bist halt nicht inmitten im...im Fluss der Zeit und das ist halt... also 100% ...iiiiich bin zwar mittendrin in dem ganzen Geschehen, aber ich muss zugeben, 100%ig positiv eingestellt bin ich dem Ganzen gegenüber nicht.“ (A1: Z 207-215)

Es lassen sich somit durchwegs Inklusions- und Exklusionfaktoren in Bezug auf Social Networks wie Facebook und Co. finden, die durch die NutzerInnen als solche aktiv erlebt werden können. Nimmt ein Großteil des eigenen sozialen Netzwerkes aktiv an solchen Plattformen teil, kann der soziale Druck an diesen teilzunehmen, durchaus steigen. Zudem kann ein Verzicht auf die Anteilnahme an solchen Plattformen ebenfalls als ein Ausschluss von gesellschaftlicher Partizipation und relevanter sozialer Information wahrgenommen werden, da anscheinend aufgrund der vereinfachten technischen Optionen die Tendenz zur Organisation von gesellschaftlichen Ereignissen über solche Plattformen besteht, und aufgrund der Omnipräsenz des eigenen Netzwerkes andere Kommunikationskanäle wie das Telefon oder SMS immer mehr in den Hintergrund treten können.

7.4: Kritik bezüglich Privatsphäre und Macht

Wie bereits in der Kategorie „soziale Bedürfnisstruktur zwischen Selbstdarstellung, Partizipation und Internetmüdigkeit“ (vgl. 7.2) angedeutet wurde, stehen viele Handlungen und Tätigkeiten der interviewten Personen im steten Kontext zu dem Bedürfnis der Wahrung der Privatsphäre. Dieses Bedürfnis hat eine dermaßen starke Ausprägung, sodass sich daraus eine dezidierte Kategorie während des Auswertungsverfahrens ergeben hat. Wie angeführt, unterliegen die geposteten sozialen Informationen einer sehr starken subjektiven Auswahl, die sich am Begriff der Intimität manifestieren lassen. Es wird penibel darauf geachtet, dass auf dem eigenen Profil möglichst wenig Daten und Informationen preisgegeben werden über das eigene Leben, sei es anhand von Fotos, Postings oder anderen Datenangaben (vgl. A2: Z 157-162) Es würden daher dementsprechend von einer Person exemplarisch nie intime Informationen über einen kritischen Gesundheitszustand „öffentlich“ über Facebook preisgegeben werden, schon allein um den Genesungswünschen zu entgegen. (vgl. A1: Z 484-492) Andere lehnen jegliche politische Stellungnahmen, und sei es die Anteilnahme am Bildungsvolksbegehren (vgl. A4: Z 225-233), kategorisch ab und vermeiden jede Information über das individuelle Befinden und Gefühlsleben. (vgl. A4: Z 349-357) Eine andere Person „codiert“ daher teilweise ihre Beiträge, damit nur ein relativ kleiner und enger Bekannten- und Freundeskreis diese dechiffrieren und deuten kann. (vgl. A2: Z 175-185) Es wird also generell der Versuch unternommen, keine „intimen und persönlichen virtuellen Spuren“ zu hinterlassen, denn wichtige Informationen werden

präferiert ausgewählten Personen auf einer persönlicheren Ebene übermittelt:

„Mein Gedanke dahinter ist: „ Wenn ich das jetzt irgendwem mitteilen möchte, dann sag ich dem das dann persönlich. Ähm, beziehungsweise ich wills einfach nicht....virt...internetmäßig, virtuell einfach irgendwo verschriftlichen. Würde ich nicht machen, wenn das irgendwelche wichtigen Informationen sind, kann ich es ja demjenigen, oder derjenigen oder den Personen, für die es relevant und die es interessiert, kann ich es ja mitteilen persönlich. So virtuell würde ich es, so wirklich wichtige Sachen nicht...nicht festhalten.“ (A3: Z 227-233)

Der virtuelle Sozialraum Facebook wird somit als ein transparenter Sozialraum wahrgenommen, und dies gleich in einer dualen Hinsicht in Bezug auf die subjektiv wahrgenommene Intimität. Zum einen werden die oftmals eigenen, einer recht losen Selektionshierarchie unterliegenden, sozialen Netzwerke aufgrund ihrer Größe und Diffusität manchmal als ein störender Faktor wahrgenommen. Man will einfach nicht allen und jedem/jeder dieselben Informationen zukommen lassen. Die Privatsphäre-Einstellungen spielen hierbei eine zentrale Rolle. So wird eine potentielle Gefahr im Umgang mit sensiblen Informationen wie Fotos oder Bildern gesehen, schließlich könnte der momentane oder zukünftige Arbeitgeber einen Einblick in unerwünschte Inhalte und Situationen erhalten (vgl. A3: Z 256-264), oder auch eigene Familienmitglieder mit unliebsamen Inhalten konfrontiert werden. (vgl. A3: Z 278-285) Bei einer der befragten Personen führte ein limitierter Einblick in die eigenen Aktivitäten, beziehungsweise in das angelegte Profil, zu einem Familienstreit (vgl. A4: Z 442-447), was jene Person als ein unliebsames, respektloses Eindringen und „reinschnüffeln“ in ihre Privatsphäre empfunden hat. (vgl. A4: Z 451-457) Zudem wurde das „Freundesammeln“ kritisiert und als penetrant angesehen, wenn über Bekannte der Versuch unternommen wird, einfach Leute „anzufrienden“. (vgl. A3: Z 106-112) Auch die fehlende Option der Intervention, wenn Mitglieder des eigenen Netzwerkes Bilder von einem hochgeladen haben und dadurch anderen „feil geboten“ werden (vgl. A4: Z 177-185), wird als störend empfunden. Man möchte schließlich nicht mit dem Hintergedanken „in Angst ungünstig abgelichtet zu werden“ auf Partys herumrennen (vgl. A4: 188-192):

„Ich mein man ist ja, das ist dann wo ich wieder auf dieses „befreundet sein“ zurückkomme, man ist ja auch mit vielen Leuten befreundet, ahm, wo man sich dann vielleicht auch denkt, „ok, grad die brauchen das eigentlich jetzt nicht, nicht nur auf Politik bezogen sondern auf viele Sachen, die brauchen das jetzt eigentlich gar nicht sehen, oder die geht das nichts an oder solche Sachen.“ (A4: Z 233-237)

Neben dem eigenen virtuellen Netzwerk an sich, wird auch Facebook als Anbieter und Software selbst einer recht harschen Kritik unterzogen, wenn es um die Wahrung der Privatsphäre geht. Man hat ein wenig das Gefühl der steten Überwachung auf Facebook und steht der Tatsache skeptisch gegenüber, dass Facebook ihre Daten speichert (vgl. A5: Z 112-115) Es wird zum Teil als unklar angesehen, was mit den jeweiligen Daten geschieht und wofür sie Verwendung finden, von daher wird es manchmal als nicht so „gescheit“ empfunden, was manche Menschen auf Facebook an sozialen Informationen zur Verfügung stellen. (vgl. A4: Z 166-171) Diesem Kontext entsprechend werden Facebook und Google Plus von einer der interviewten Personen als Datensammler bezeichnet, wobei der Umgang mit Daten bei Facebook als „faschistoid“ bezeichnet wird, aber dennoch auf Facebook, da dort der persönliche Freundeskreis vorhanden ist, die sensibleren Daten offengelegt werden. (vgl. A1: Z 554-563) Die Einstellungen auf Facebook bezüglich der Privatsphäre werden zudem von einer Person als zu aufwendig und kompliziert angesehen, weshalb sie teilweise zur Gänze unterlassen werden. (vgl. A4: Z 242-245) Zusätzlich werden sie zum Teil als sehr gut versteckt und als extrem „schwammig“ formuliert angesehen, sodass ein „Normalsterblicher“ ohne intensive Auseinandersetzung sich kaum zurechtfinden könnte. Jedoch wird den NutzerInnen zumindest eine Teilschuld attestiert, da die jeweiligen Einstellungen an sich nicht neu sind und auch früher schon schwierig zum finden waren. (vgl. A1: Z 298-306) Dennoch arrangiert man sich trotz aller Kritik mit diesem virtuellen Sozialraum, da die persönlichen Vorteile zu dominieren scheinen. So „denkt“ man sich, auch wenn es vielleicht ein wenig naiv sein sollte, dass Facebook mit den zur Verfügung gestellten Daten wenig bis gar nichts anfangen kann (vgl. A2: Z 253-259), oder man betrachtet sich bewusst im Internet als einen „gläsernen Menschen“, da es heutzutage fast unmöglich ist, nichts von sich preiszugeben und sich zu verstecken. Es kommt einfach auf ein reflektiertes und „gesundes Mittelmaß“ an. (vgl. A4: Z 381-389):

„Ähm, ich hab insofern nicht darüber nachgedacht auszusteigen, weil ich mich sehr bemühe, ähm...aufzupassen, was ich poste, beziehungsweise was für Statusmeldungen ich unter anderem reinstell, beziehungsweise auch aus...ähm...stell keinerlei Bilder von mir selbst Online, das heißt, ich hab ein Profilbild ganz normal Online, aber keinerlei Fotoalben oder so was. Also ich...ich versuche zumindest so gut als möglich wenns irgendwie geht, ähm...sehr neutral sag ich einmal, neutral über Facebook rüberzukommen. Ähm...aus dem Grund hab ich eigentlich auch nie mit dem Gedanken gespielt, irgendwie mich abzumelden, beziehungsweise auszusteigen unter Anführungszeichen aus dem Social Network. Eben weils einfach Im Großen und Ganzen doch die Kommunikation einfach doch massiv vereinfacht und ...und das ist auch der Grund, warum ich auf das nicht verzichten möchte. Weils einfach doch in dem...in dererlei Hinsicht einfach praktisch ist.“ (A3: Z 238-248)

Neben der Kritik an dem Umgang mit Daten und Informationen lassen sich auch weitere Kritikpunkte bezüglich des Social Networks Facebook eruieren, die insgesamt unter der Bezeichnung „Ausnutzung der hegemonialen Machtstellung subsumiert werden könnten“. So wurden im Laufe der Interviews Aspekte genannt wie die Verbreitung von Informationen bezüglich aktueller Bestimmungen und Neuerungen, die als unzureichend seitens der Firma Facebook bezeichnet wurden. (vgl. A1: Z 273-279) Zudem wird die Unterstützung bei Problemen der Kunden für jemanden, der diese Plattform zur Verfügung stellt, als „sehr sehr schwach“ empfunden. (vgl. A1: Z 279-285) Änderungen an der Plattform werden einem/einer förmlich vor den sprichwörtlichen Latz geknallt ohne die Möglichkeit einer Zustimmung oder Ablehnung, wobei das Beibehalten älterer Versionen nicht möglich ist. Der Plattform Facebook wird eine gewisse Ignoranz dem/der Kunden/In gegenüber vorgeworfen und eine gewisse „friss oder stirb“ Mentalität attestiert. (vgl. A1: Z 512-519) Eine Person bezeichnete es wortwörtlich als „oagh“, was für eine Macht Facebook hat und welchen Platz, beziehungsweise Stellung, es im „realen Leben“ eingenommen hat und man kann sich fast nicht „dagegen wehren“. (vgl. A2: Z 223-232)

Facebook wird somit alles andere als mit nur positiven Affekten assoziiert, vielmehr werden diesem virtuellen Sozialraum vor allem in Bezug auf die Handhabung und der generellen Einstellung in Bezug auf die Privatsphäre der NutzerInnen gravierende Mängel und allgemein ein schlechter „KundInnenservice“ vorgeworfen. Dennoch wird dies akzeptiert, da bestimmte Vorteile wie Kommunikation, die Organisation und die Erreichbarkeit und Strukturierung des eigenen Netzwerkes, offenbar überwiegen. Unter anderem wird neben der Tatsache, dass Facebook die Daten der NutzerInnen sammelt, verwertet und speichert, aufgrund der etwas versteckten und als komplex wahrgenommenen Einstellungsoptionen, ohne deren regulierende Effekte das eigene virtuelle Netzwerk zur totalen Transparenz neigt, weitestgehend auf private und emotionale Mitteilungen innerhalb des Netzwerkes verzichtet und sehr sorgsam mit jeder Äußerung umgegangen. Die lose Freundes- und Bekannthierarchie führt zu einer starken Reflexion hinsichtlich jener sozialer Informationen, die innerhalb des Netzwerkes verbreitet werden, da aufgrund der diversen Vertrautheitsgrade nicht jede Person alles wissen muss und zudem gewisse Inhalte falsch interpretiert werden könnten. Wenn über private Inhalte kommuniziert wird, dann auf einer bilateralen Gesprächsebene wie über den Chat oder die Nachrichtenfunktion. Die persönliche reale Kontaktebene, der Face to Face Kontakt, wird dabei allerdings nicht durch diesen Sozialraum substituiert, vielmehr wird er ergänzend dem bisherigen Repertoire an Kommunikationsformen hinzugefügt, wobei die Aspekte der Erreichbarkeit, sowie der Strukturierung und der Organisation des Netzwerkes (Veranstaltungen, Feiern, Termine) ein zentrales Element zu sein scheinen.

8.0: Schlussbetrachtung

Ein Ziel dieser Abschlussarbeit war es, den virtuellen Raum, der aufgrund pluraler Konzeptionen dessen, was unter Raum und Räumlichkeit verstanden wird, äußerst heterogen rezipiert wird, für die Soziale Arbeit als Untersuchungsgegenstand sowohl theoretisch als auch praktisch zu erschließen. Bei virtuellen Räumen handelt es sich keineswegs um von der realen Welt segregierte Räume, um Parallelwelten, die den geographisch- physikalischen Raum obsolet werden lassen. Durch die stetig steigende Zahl an NutzerInnen und die zunehmenden technischen Optionen wurde der virtuelle Raum in einen Sozialraum, einen realen und gesellschaftlich relevanten Handlungs- und Kommunikationsraum, transformiert. Neuere und mittlerweile im Diskurs häufig rezipierte räumliche Konzepte, wie das von Martina Löw (2001) entwickelte relationale Raumverständnis, helfen dabei, den virtuellen Raum als realweltlichen Handlungs- und Kommunikationsraum zu erfassen und ihn in die sozialpädagogische Rede von der Sozialraumorientierung einzubetten. Virtuelle Netzwerke überschneiden sich immer mehr mit den sozialen Netzwerken der realen Welt und expandieren diese. Somit werden nicht nur neue Bekanntschaften innerhalb der virtuellen Welten erschlossen, sondern der eigene Freundes- und Bekanntenkreis zunehmend in das Kommunikationsmedium Internet integriert.

Besonders dem Phänomen der Social Networks, allen voran dem freundeszentrierten Netzwerk Facebook, kommt hierbei zunehmend ein zentraler Stellenwert hinsichtlich der Verwaltung der eigenen individuellen sozialen Netzwerke zu. Die Ergebnisse dieser Studie legen nahe, dass die Attraktivität der Nutzung sozialer Netzwerke vor allem in der Vernetzung und der steten Erreichbarkeit des eigenen Freundes- und Bekanntenkreises liegt. Es werden Termine und Ereignisse geplant, soziale Informationen ausgetauscht und eruiert, sowie Kontakte aufrecht erhalten, vor allem wenn die direkte interpersonelle Interaktion selten oder gar nicht möglich ist. Dabei scheinen virtuelle soziale Netzwerke zunehmend die klassische Internetfunktion der Email im Bereich der privaten virtuellen Kommunikation zu substituieren. Dass virtuelle Vernetzung aktuell (wieder) zu einem zentralen und intensiv diskutierten Thema, nicht nur innerhalb sozialwissenschaftlicher Internetforschung, geworden ist, zeigen nicht zuletzt die Ereignisse rund um den „arabischen Frühling“, in dessen Kontext virtuellen Netzwerken wie Facebook und Twitter eine zentrale Rolle hinsichtlich der Organisation und Kommunikation zugesprochen wird. (vgl. NZZ Online 2012: o.S.)

Zudem scheinen virtuelle soziale Netzwerke wie Facebook aufgrund der Verbreitung und ihrer recht losen Struktur immer mehr eine Funktion als Sozialisationsinstanz im Bereich der Kontaktaufnahme, beziehungsweise beim Kennenlernen und Entstehen von Bekanntschaften/ Freundschaften, einzunehmen. Während Telefonnummern und Email-Adressen eine gewisse persönliche Verbindlichkeit suggerieren, ist man als Kontakt im virtuellen Netzwerk ein „Knotenpunkt“ von vielen anderen. Der Grad der sozialen Interaktion und dessen Perpetuierung ist undefiniert und unbestimmt, vom „bloßen“ sozialen Kontakt bis zur intensiven, vertraulichen sozialen Beziehung kann sich alles entwickeln. Diese recht lose Beziehungsstruktur innerhalb des virtuellen sozialen Netzwerkes führte bei den interviewten Personen wiederum dazu, dass Facebook als ein semi-öffentlicher Raum wahrgenommen wird, in dem intime und private Inhalte kaum geteilt werden. Zudem fördern die komplexen technischen Einstellungsoptionen in Bezug auf die Privatsphäre und der kritisch betrachtete Umgang der Firma Facebook mit persönlichen Daten nicht gerade ein Klima der Offenheit und Vertrautheit.

Welche Inferenzen lassen sich nun aus der Nutzung virtueller sozialer Netzwerke für die soziale Arbeit, beziehungsweise Sozialpädagogik ableiten? Neben der zentralen Forschungsfrage nach dem Erleben und der Nutzung, stand die Relevanz für die Soziale Arbeit im Epizentrum des Erkenntnisinteresses. Bilden virtuelle soziale Netzwerkseiten nun ein Schibboleth, ein Codewort, das die virtuelle sozialräumliche Partizipation nicht nur motivational beeinflusst sondern als notwendig erscheinen lässt und dessen Kenntnis in weiterer Folge über eine aktive Teilhabe an relevanten individuell- gesellschaftlichen Prozessen entscheidet? Die in dieser Studie gewonnenen Erkenntnisse in Bezug auf virtuelle soziale Netzwerke legen nahe, dass das eigene individuelle soziale Netzwerk ausschlaggebend ist für die Nutzung dieses Sozialraumes. Social Networks werden zunehmend zu einem integralen Bestandteil im Kommunikations- und Informationsspektrum von zumindest jungen Erwachsenen. Finden bestimmte Aspekte der Kommunikation und der Sozialisation innerhalb des unmittelbaren Umfeldes zunehmend auf solchen Plattformen statt, so kann durchaus sozialer Druck entstehen, um an solchen Plattformen zu partizipieren. Je mehr die Nutzung von Social Networks zur Normalität für Menschen wird, desto wichtiger werden der Zugang und die Anteilnahme an jenen Sozialräumen. Die Normalitätsaspirationen bilden daher das Fundament an der Schnittstelle zwischen Inklusion und Exklusion, die sich innerhalb sozialwissenschaftlicher Forschung in Bezug auf den virtuellen Sozialraum anhand des

Terminus des Digital Divide, der die Zugangs- und die Nutzungsaspekte hinsichtlich sozialer Deprivation inhaltlich thematisiert, festhalten lassen. In technokratischen Gesellschaften, in denen technisch induzierte Kommunikation und Information vermehrt zu einem integralen Bestandteil des Tagesablaufes wird, stellen der Zugang und die Verwendung spezifischer Kommunikationstechnologien zunehmend ein zentrales Element für die Bewältigung alltäglicher gesellschafts- und kommunikationsrelevanter Routinen dar. Für die Soziale Arbeit bedeutet dies explizit, dass sie im Sinne des Digital Divide an der Schnittstelle zwischen Zugang und Nutzung intervenieren sollte. Es wäre unzureichend, lediglich auf technisch- materieller Ebene durch Computer und Internetverbindung einen Zugang zu den virtuellen Sozialräumen zu gewährleisten. Digitale Vernetzung und Kommunikation bringen spezifische Herausforderungen mit sich, denen sich die Soziale Arbeit im Kontext einer Sozialraumorientierung konstruktiv und sinnstiftend widmen könnte. Der reflexive Umgang mit den neuen Kommunikationsformen in Bezug auf die Transparenz des Individuums, die Achtung und Wahrung der Privatsphäre, sowie der kritische Umgang mit (sozialen) Informationen, sind dabei nur einige Aspekte, die sich als Agenda einer virtuellen Sozialraumorientierung anbieten würden. Die Vermittlung von Medienkompetenz könnte somit in Gesellschaften, die einen gewissen Anteil an medial induzierter Kommunikation als integralen Bestandteil gesellschaftlicher Kommunikation ansehen, eine weitere Herausforderung einer sozialraumorientierten Sozialen Arbeit darstellen.

9.0: Literaturverzeichnis

Ahrens, Daniela (2003): Die Ausbildung hybrider Raumstrukturen am Beispiel technosozialer Zusatzräume in: Funken, Christiane et al.: Raum- Zeit- Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien; Leske und Budrich; Opladen; S 173 – S 190

Ahrens, Daniela (2001): Grenzen der Enträumlichung. Weltstädte, Cyberspace und transnationale Räume in der globalisierten Moderne; Leske und Budrich; Opladen

Alby, Tom (2007): Web 2.0. Konzepte, Anwendungen, Technologien; Carl Hanser Verlag; München- Wien

Arnhold, Katja (2003): Digital Divide. Zugangs- oder Wissenskluff?; Reinhard Fischer Verlag; München

Badura, Bernd et al. (2008): Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg; Springer Verlag; Berlin u.a.

Barck, Karlheinz et. al. (1992): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; Reclam Verlag; Leipzig

Beck, Klaus (2006): Computervermittelte Kommunikation im Internet; R. Oldenbourg Verlag; München- Wien

Böhm, Andreas: Theoretisches Codieren (2004): Textanalyse in der Grounded Theory in Flick, Uwe et al. (Hrsg): Qualitative Forschung. Ein Handbuch; Rowohlt Taschenbuch Verlag; Hamburg; S 475 – S 485

Boyd, D. M.; Ellison, N. B. (2007): Social network sites: Definition, history, and scholarship in: Journal of Computer-Mediated Communication; 13(1); article 11; o.S. unter: <http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/boyd.ellison.html> (am 29/06/2011)

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital in: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt; Otto Schwarz und Co.; Göttingen; S 183 – S 198

Brauer, Kai (2005): Bowling together. Clan, Clique; Community und die Strukturprinzipien des Sozialkapitals; VS Verlag; Wiesbaden

Buseman, Karin; Gscheidle, Christoph (2009): ARD/ZDF Onlinestudie unter: http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/fileadmin/Online09/Busemann_7_09.pdf (am 18/11/2010)

Castells, Manuel (2000): The information age. Economy, society and culture. Volume 1: The rise of the network society; Wiley – Blackwell Publishing; Malden- Mass

Dahrendorf, Ralf (1995): Economic opportunity, civil society and political liberty; United Research Institute for Social Development; Geneva

Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2009 a): Methodenbuch Sozialraum; Verlag für Sozialwissenschaften; 1 Auflage; Wiesbaden

Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2009 b): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte; Verlag für Sozialwissenschaften; 3 Auflage; Wiesbaden

Deterding, Sebastian (2009): Virtual Communities in: Hitzler, Ronald et al.: Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 115 – S 131

DiMaggio, Paul et al. (2004): From unequal access to differentiated use: A literature review and agenda for research on digital inequality unter: <http://www.eszter.com/research/pubs/dimaggio-et-al-digitalinequality.pdf> (am 21/9/ 2011)

Döring, Jörg: (2010): Spatial Turn in Günzel, Stephan et al.: Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch; Metzler Verlag; Stuttgart; S 90 – 99

Döring, Jörg; Thielmann, Tristan et al. (2008): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften; transcript Verlag; Bielefeld

Döring, Jörg; Thielmann, Tristan (2008): Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen in: Döring, Jörg; Thielmann, Tristan et al: Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften; transcript Verlag; Bielefeld S 7 – S 48

Döring, Nicola (2003): Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen; Hogrefe Verlag für Psychologie; 2te Auflage; Göttingen u.a.

Dorothea, Jansen (2003): Einführung in die Netzwerkanalyse; UTB Verlag, Leske und Budrich; Opladen

Düx, Sascha (2000): Internet, Gesellschaft und Pädagogik. Computernetze als Herausforderung für Jugendarbeit und Schule in Theorie und Praxis; KoPäd Verlag; München

Ebersbach, Anja et al. (2008): Social Web; UVK Verlagsgesellschaft mbH; Konstanz

Ellison, N.B.; Steinfield, C.; Lampe, C. (2006): Spatially bounded Online Social Networks and social capital. The role of facebook; Paper presented at the annual conference of international communication association; June 19 – 23; Dresden

Ellison, N. B.; Steinfield, C.; Lampe, C. (2007): The benefits of Facebook "friends:" Social capital and college students' use of online social network sites in Journal of Computer-Mediated Communication, 12(4); S 1143 – S 1168 ebenfalls unter: <http://jcmc.indiana.edu/vol12/issue4/ellison.html> (am 8/8/2011)

Fasching, Thomas (1997): Internet und Pädagogik. Kommunikation, Bildung und Lernen im Netz; KoPäd Verlag; München

Fasching, Thomas; Podehl, Bernd (1997): Internet in: Hüther, Jürgen et al.: Grundbegriffe Medienpädagogik; KoPäd Verlag; München; S 151 – S 162

Fellinger, Hendrik (2007): Sozialraum Internet; Salzburg; Dipl. (FH), abrufbar unter: <http://www.scribd.com/doc/495772/Hendrik-Fellinger-Sozialraum-Internet> (am 10/11/2010)

Fisch, Martin; Gscheidle, Christoph (2008): Mitmachnetz Web 2.0: Rege Beteiligung nur in Communitys in: Media Perspektiven 7/2008; S 356 – S 364 ebenfalls unter: http://www.media-perspektiven.de/uploads/tx_mppublications/Fisch_II.pdf (am 8/2/2011)

Fleissner, Peter; Romano, Vincente (Hrsg.) (2007): Digitale Medien. Neue Möglichkeiten für Demokratie und Partizipation?; Trafo Verlag; Berlin

Flick, Uwe et al. (2004): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick in Flick, Uwe et al.: Qualitative Forschung. Ein Handbuch; 3. Auflage; Rowohlt Taschenbuch Verlag; Hamburg; S 13 – S 29

Flick, Uwe et al. (2004): Qualitative Forschung. Ein Handbuch; 3. Auflage; Rowohlt Taschenbuch Verlag; Hamburg

Foucault, Michel (1992): Andere Räume in: Barck, Karlheinz et. al.: Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; Reclam Verlag; Leipzig; S 34 – S 46

Franzen, Axel; Pointner, Sonja (2007): Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen in Franzen, Axel; Freitag, Markus (Hrsg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 66 – S 90

Franzen, Axel; Freitag, Markus (2007) (Hrsg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden;

Franzen, Axel (2003): Social capital and the Internet: Evidence from Swiss Panel Data in: Kyklos. Internationale Zeitschrift für Sozialwissenschaften Nr.: 56; S 341 – S 360 abrufbar über die Institutshomepage der Fakultät für Soziologie an der Universität Bern unter: http://www.soz.unibe.ch/content/ueber_uns/franzen/forschung/veroeffentlichungen_in_englischsprachigen_fachzeitschriften/index_ger.html (am 21/06/2011)

Franzen, Axel (2001): Does the Internet make us lonely? in European Sociological Review; Vol. 16; Nr. 04; S 427 – 438 abrufbar über die Institutshomepage der Fakultät für Soziologie an der Universität Bern unter: http://www.soz.unibe.ch/content/ueber_uns/franzen/forschung/veroeffentlichungen_in_englischsprachigen_fachzeitschriften/index_ger.html (am 8/6/2011)

Fremuth, Nathalie; Tasch, Andreas (2002): Virtuelle und mobile Communities. Begriffserklärungen und Implikationen für Geschäftsmodelle; Arbeitsbericht Nr. 35 (Dezember 2002) des Lehrstuhls für allgemeine und industrielle Betriebswirtschaftslehre der TU München unter: <http://www.weiterbildungsportal.ch/blox/wp-content/uploads/2011/01/Virtuelle-und-mobile-Communities1.pdf> (am 16/6/ 2011)

Funken, Christiane et al. (2003): Raum- Zeit- Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien; Leske und Budrich; Opladen

Galuske, Michael (2002): Methoden der sozialen Arbeit; Juventa Verlag; Weinheim/ München

Gläser, Jochen, Laudel, Grit (2009): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen; Verlag für Sozialwissenschaft; Wiesbaden

Gleich, Ulrich (2004): Digital Divide: Führen Internet und digitales Fernsehen zu einer neuen Wissensklüft? In Media Perspektiven 5/2004; S 233 – S 238 unter: http://www.media-perspektiven.de/uploads/tx_mppublications/05-2004_Fodi.pdf (am 21/9/2010)

Grell, Petra et al. (2010): Neue digitale Kultur- und Bildungsräume; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Greis, Andres (2004): Cybergeography. Zur Morphologie des Digital Divide in Scheule, M. Rupert et al. (Hrsg.): Vernetzt gespalten. Der Digital Divide in ethischer Perspektive; Wilhelm Fink Verlag; München; S 37 – S 50

Günzel, Stephan et al. (2010): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch; Metzler Verlag; Stuttgart

Haas, Sabine et al. (2007): Web 2.0: Nutzung und Nutzertypen. Eine Analyse auf der Basis qualitativer und quantitativer Untersuchungen in Media Perspektiven; 4/2007; S 215 – S 222 unter: http://www.media-perspektiven.de/uploads/tx_mppublications/04-2007_Haas.pdf (am 8/2/2011)

Hejny, Daniela (2009): Total sozial vernetzt – oder der Trend, alles über sich preiszugeben. Eine Untersuchung über Anonymität und Privatsphäre im Internet dargestellt am Nutzungsverhalten des Social Networks Facebook.; Wien; Dipl.

Hennebichler, Daniela (2009): Du wurdest gegruschelt! Zum Einfluss von Social Network Sites im Internet auf die sozialen Beziehungen ihrer Nutzer am Beispiel von studiVZ.; Wien; Dipl.

Hildebrand, Knut et al. (2006): Social Software. Einsatz- und Nutzenpotenziale, Web 2.0 im Kundenmanagement, Mobile Social Software, Wissensmanagement mit Wikis, Social Internet, Wikipedia in der Aus- und Weiterbildung, Mobile Communities; dpunkt-Verlag; Heidelberg

Hilger, Christina (2011): Vernetzte Räume. Plädoyer für den Spatial Turn in der Architektur; transcript Verlag; Bielefeld

Hippner, Hajo (2006): Bedeutung, Anwendungen und Einsatzpotenziale von Social Software in Hildebrand; Knut et al.: Social Software. Einsatz- und Nutzenpotenziale, Web 2.0 im Kundenmanagement. Mobile Social Software, Wissensmanagement mit Wikis, Social Internet, Wikipedia in der Aus- und Weiterbildung, Mobile Communities; dpunkt-Verlag; Heidelberg; S 6 – S 16

Hitzler, Ronald et al. (2009): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Hoffmann, Dagmar (2009): Konjunkturen des Sozialen. Soziologische Reflexionen zum Phänomen der sozialen Online- Netzwerke in Tully, Claus (Hrsg.): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume; Juventa Verlag; Weinheim- München; S 111 – S 127

Hoffman, E.; Krol, E. (1993): RFC Eintrag zu „What is the Internet?“ unter: <http://tools.ietf.org/html/rfc1462> (am 27/01/2011)

Hollstein, Betina; Straus, Florian (Hrsg.) (2006): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden; Anwendungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Hugger, Kai- Uwe et al. (2010): Digitale Jugendkulturen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Hüther, Jürgen et al. (1997): Grundbegriffe Medienpädagogik; KoPäd Verlag; München

Jansen, Dorothea (2006): Soziales Netzwerk in: Schäefers, Bernhard et al.: Grundbegriffe der Soziologie; 9. Auflage; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 207 – S 213

Jansen, Dorothea (2003): Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele; Leske und Budrich Verlag; Opladen

Jütteman, G. (Hrsg) (1985): Qualitative Forschung in der Psychologie; Basel:Beltz; Weinheim

Kaenders, Detlef (2001): Die vernetzte Welt – Einführung ins Internet in Poseck, Oliver (Hrsg.): Sozialarbeit Online; Luchterhand Verlag; Neuwied, Kriftel; S 3 – S 30

Kajetzke, Laura; Schroer, Markus (2010): Sozialer Raum: Verräumlichung in Günzel, Stephan et al. : Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch; Metzler Verlag; Stuttgart; S 192 – S 203

Kessel, Fabian; Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Kneidlinger, Bernadette (2010): Facebook und Co.. Eine soziologische Analyse von soziologischen Interaktionsformen in Online Social Networks.; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

König, Eckard et al (Hrsg.) (2001): Qualitative Forschung; 2. Auflage; Beltz Verlag; Weinheim und Basel

Kriesi, Hanspeter (2007): Sozialkapital. Eine Einführung in Franzen, Axel; Freitag, Markus (Hrsg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 23 – S 46

Lamnek, Siegfried (2001): Qualitative Interviews in König, Eckard et al (Hrsg.): Qualitative Forschung; 2. Auflage; Beltz Verlag; Weinheim und Basel; S 157 – S 197

Lanzke, Stephan (2011): Digitale Spaltung und Regionalentwicklung in ländlichen Räumen; Universität Marburg; Dissertation unter: <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2011/0117/pdf/dsl.pdf> (am 31/8/2011)

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1991)/(1717): Der Leibniz- Clarke Briefwechsel. Übersetzt und herausgegeben von Volkmar Schüller; Akademie Verlag; Berlin

Lippuner, Roland; Lossau, Julia (2010): Kritik der Raumkehren in Günzel, Staphan et. al.: Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch; Metzler Verlag; Stuttgart; S 110 – S 119

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie; Frankfurt am Main; Suhrkamp Verlag

MacKay, Jennifer (Hrsg.) (2004): Netting Citizens: exploring citizenship in a digital age; University of St. Andrews Press; Edinburgh

Müller, Claudia/Dibbern, Peter (2006): Selbstorganisiertes Wissensmanagement in Unternehmen auf Basis der Wiki-Technologie – ein Anwendungsfall in Hildebrand, Knut et al.: Social Software. Einsatz- und Nutzenpotenziale, Web 2.0 im Kundenmanagement, Mobile Social Software, Wissensmanagement mit Wikis, Social Internet, Wikipedia in der Aus- und Weiterbildung, Mobile Communities; dpunkt-Verlag; Heidelberg; S 45 – S 54

Newton, Isaac (1999)/(1687): Die mathematischen Grundlagen der Physik. Übersetzt und herausgegeben von Volkmar Schüller; Walter de Gruyter; Berlin

Norris, Pippa (2001): Digital Divide? Civic Engagement, Information Poverty and the Internet Worldwide; Cambridge University Press; Cambridge

O'Reilly, Tim (2005 a): What is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software; o.S. unter: <http://www.oreillyn.net/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-20.html> (am 8/2/2011)

O'Reilly, Tim (2005 b): Web 2.0. Compact Definition; o.S. unter: <http://radar.oreilly.com/archives/2005/10/web-20-compact-definition.html> (am 8/2/2011)

Poseck, Oliver et al. (2001): Sozialarbeit Online; Luchterhand Verlag; Neuwied, Kriftel

Putnam, Robert D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of american community; Simon & Schuster; New York u.a.

Preis, Wolfgang; Thiele, Gisela (2002): Sozialräumlicher Kontext sozialer Arbeit. Eine Einführung in Studium und Praxis; Rabenstück, Verlag für Kinder- und Jugendhilfe; Chemnitz

Reinders, Heinz (2005): Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden; R. Oldenbourg Verlag; München- Wien

Reutlinger, Christian (2009): Raumdeutungen. Rekonstruktion des Sozialraums „Schule“ und mitagierende Erforschung „unsichtbarer Bewältigungskarten“ als methodische Felder von Sozialraumforschung in Deinet, Ulrich (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum; Verlag für Sozialwissenschaften; 1 Auflage; Wiesbaden; S 17 – S 32

Reutlinger, Christian et al. (2011): Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die soziale Arbeit; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Rheingold, Howard (1994): Virtuelle Gemeinschaften. Soziale Beziehungen im Zeitalter des Computers; Addison- Wesley Verlag; Bonn

Richter, Alexander; Koch, Martin (2008): Funktionen von Social Networking Diensten; Universität der Bundeswehr München unter: <http://www.kooperationssysteme.de/docs/pubs/RichterKoch2008-mkwi-sns.pdf> (am 6/7/2011)

Richter, Alexander; Koch, Martin (2007): Social Software – Status quo und Zukunft; Technischer Bericht Nr. 2007-01; Fakultät für Informatik; Universität der Bundeswehr München; Feb. 2007 unter: <http://www.kooperationssysteme.de/docs/pubs/RichterKoch2007-bericht-socialsoftware.pdf> (am 28/2/2011)

Röll, Franz- Josef (2010): Social Network Sites in Hugger, Kai- Uwe et al.: Digitale Jugendkulturen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 209 – S 224

Romano, Vicente (2007): Informations- und Kommunikationstechnologien und Demokratie in Fleissner, Peter; Romano, Vincente (Hrsg.): Digitale Medien. Neue Möglichkeiten für Demokratie und Partizipation?; Trafo Verlag; Berlin; S 21 – S 40

Schäfer, Miriam; Lojewski, Johanna (2007): Internet und Bildungschancen. Die soziale Realität des virtuellen Raumes; Kopaed Verlag; München

Schäfers, Bernhard et al. (2006): Grundbegriffe der Soziologie; 9. Auflage; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (2003): Grundbegriffe der Soziologie; 8. Auflage; Leske+Budrich Verlag; Opladen

Schmidt, Jan (2008): Was ist neu am Social Web? Soziologische und kommunikationswissenschaftliche Grundlagen in Zerfaß, Ansgar et al. (Hrsg.): Kommunikation, Partizipation und Wirkungen im Social Web. Grundlagen und Methoden: Von der Gesellschaft zum Individuum, Herbert von Halem Verlag (= Neue Schriften zur Online-Forschung, 2); Köln; S 18 – S 40

Schneider, Johan (2005): Sozialraum Stadt. Sozialraumorientierung kommunaler (Sozial-) Politik. Eine Einführung in die Sozialraumanalyse für soziale Berufe; Fachhochschulverlag; Frankfurt am Main

Schneider, Roman (2008): Web 3.0 ante portas? Integration von Social Web und Semantic Web in Zerfaß, Ansgar/Welker, Martin/Schmidt, Jan (Hrsg.): Kommunikation, Partizipation und Wirkungen im Social Web. Grundlagen und Methoden: Von der Gesellschaft zum Individuum. Köln: Herbert von Halem Verlag (= Neue Schriften zur Online-Forschung, 2); S 112 – S 128

Schroer, Markus (2008): Bringing the Space back in – Zur Relevanz des Raumes als soziologische Kategorie in Döring, Jörg; Thielmann, Tristian (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften; transcript Verlag; Bielefeld; S 125 – S 148

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen: Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes; Suhrkamp Verlag; Frankfurt am Main

Schroer, Markus (2003): Raumgrenzen in Bewegung. Zur Interpretation realer und virtueller Räume in Funken, Christiane et al.: Raum- Zeit- Medialität. Interdisziplinäre Studien zu neuen Kommunikationstechnologien; Leske und Budrich; Opladen; S 217 – S 236

Spatschek, Christian (2009): Methoden der Sozialraum- und Lebensweltanalyse im Kontext der Theorie- und Methodendiskussion der sozialen Arbeit in Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2009): Methodenbuch Sozialraum; Verlag für Sozialwissenschaften; 1 Auflage; Wiesbaden; S 33 – S 44

Steinfeld, C.; Ellison, N.B.; Lampe, C. (2008): Social capital, self-esteem, and use of online social network sites: A longitudinal analysis in Journal of Applied Developmental Psychology 29; S 434 – S 445 unter: <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.156.4913&rep=rep1&type=pdf> (am 20/8/2011)

Studie Standortfaktor Breitband (ohne AutorInnenschaft) (2004): Standortfaktor Breitband in Österreich. Zukünftige Herausforderungen und Handlungsfelder; Malik, Management Zentrum St. Gallen- Wien; Wien unter: <http://gerhard.hacker.at/IPv6/Anwendungen.IPv6TF.at/Studie%20Standortfaktor%20Breitband.pdf> (am 5/9/2011)

Thiedke, Udo (2008): Die Gemeinschaft der Eigensinnigen. Interaktionsmediale Kommunikationsbedingungen und virtuelle Gemeinschaften in: Von Gross, Frederike et al.: Internet- Bildung- Gemeinschaft; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 45 – S 73

Tichenor, Phillip J. et al. (1970): Mass Media Flow and Differential Growth in Knowledge; Public Opinion Quarterly; Minnesota

Tillmann, Angelika (2011 a): Medienwelt in Reutlinger, Christian et al.: Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die soziale Arbeit; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 149 – S 157

Tillermann, Angelika (2011 b): Virtuelle Erfahrungsräume: Über das Verhältnis von Medien und Raum; o. S. unter: <http://www.sozialraum.de/virtuelle-erfahrungsräume.php> (am 24/5/2012)

Tully, Claus (Hrsg.) (2009): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume; Juventa Verlag; Weinheim- München

Tully, Claus (2009): Die Gestaltung von Raumbezügen im modernen Jugendalltag. Eine Einleitung in Tully, Claus (Hrsg.): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume; Juventa Verlag; Weinheim-München; S 9 – 27

Unger, Alexander (2010): Virtuelle Räume und die Hybridisierung der Alltagswelt in Grell, Petra et. al.: Neue digitale Kultur- und Bildungsräume; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 99 – S 117

Von Gross, Frederike et. al. (2008): Internet- Bildung- Gemeinschaft; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Von Kardorff, Ernst (2006): Virtuelle Netzwerke in Hollstein, Betina; Straus, Florian (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden; Anwendungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 61 – S 97

Wegmann, Jutta; Zimmermann, Gunter (2003): Soziales Netzwerk in Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie; 8. Auflage; Leske+Budrich Verlag; Opladen; S 250 – S 254

Wellman, Barry; S.D. Berkowitz (Hrsg.) (2008): Social structures. A network approach; Emerald Jai; Bingley

Wellmann, Barry et al. (2008): Networks as personal communities in: Wellman, Barry; S.D., Berkowitz (Hrsg): Social structures. A network approach; Emerald Jai; Bingley; S 130 – S 184

Wellman, Berry et al. (2006): The strength of Internet ties. The internet and email aid users in maintaining their social networks and provide pathways to help when people face big decisions; PEW Internet and American Life Project; Washington unter: http://www.pewinternet.org/~media/Files/Reports/2006/PIP_Internet_ties.pdf.pdf (am 7/06/2011)

Wellman, Berry; Hogan, Bernie (2004): The immanent Internet in: MacKay, Jennifer (Hrsg.): Netting Citizens: exploring citizenship in a digital age; University of St. Andrews Press; Edinburgh; S 54 – S 80

Wellman, Berry et al. (2001): Does the Internet increase, decrease, or supplement social capital? Social networks, participation, and community commitment. Revised version unter: <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.24.3156&rep=rep1&type=pdf> (am 21/06/2011)

Wellman, Berry; Haythornthwaite, Carolina (Hrsg.) (2001): The internet in every day life; Blackwell Publishers; Oxford

Westle, Bettina; Gabriel, Oscar W. (Hrsg.) (2008): Sozialkapital. Eine Einführung; Nomos Verlagsgesellschaft; Baden- Baden

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview in Forum Qualitative Sozialforschung (Online Zeitschrift); Volume 1; No. 1; Art. 22 – Januar; o.S. unter http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1132/2519#footnoteanchor_2 (am 12/10/2011)

Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview in: Jütteman, G. (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie; Basel: Beltz; Weinheim; S 227 – S 255

Witzel, Andres (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen; Campus Verlag; Frankfurt- New York

Wodtke, Christina (2009): Virtuelle Räume und Aneignungspraktiken – Ergebnisse einer Studie zum Freizeitverhalten junger Menschen in multimedialen Räumen und Netzwerken in Deinet, Ulrich (Hrsg.): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte; Verlag für Sozialwissenschaften; 3 Auflage; Wiesbaden; S 277 – S 286

Wöhler, Thomas; Hinz, Thomas (2007): Egozentrierte Diskussionsnetzwerke in den USA und Deutschland in Franzen, Axel; Freitag, Markus (Hrsg.): Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden; S 91 – S 112

Zillien, Nicole (2006): Digitale Ungleichheit. Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft; Verlag für Sozialwissenschaften; Wiesbaden

Zwiefka, Natalie (2007): Digitale Bildungskluft. Informelle Bildung und soziale Ungleichheit im Internet; Reinhard Fischer Verlag; München

Links

DerStandard 1(2010): Castorproteste auf Facebook unter <http://derstandard.at/1288659623221/Castor-Protest-Ermittlungen-wegen-Gefaeellt-mir-auf-Facebook-moeglich> (am 6/12/2010)

DerStandard 2 (2010): Facebook Gruppe für rot-grüne Koalition in Wien unter <http://derstandard.at/1285200545523/Koalition-SPOe-muss-zwischen-Gruen-und-Schwarz-entscheiden?seite=24> (am 6/12/2010)

DerStandard 3 (2010): Demonstration auf Facebook gegen österreichische Abschiebepolitik unter <http://derstandard.at/1285200880571/Facebook-Online-Demo-gegen-Abschiebepolitik> (am 6/12/2010)

DerStandard 4 (2012): Facebook und dessen Mitgliederanzahl unter <http://derstandard.at/1329870083971/Netz-Sheriff-Wie-der-Facebook-Cop-im-845-Millionen-Staat-aufraeuemt> (am 3/03/2012)

Drei Hutchinson (2010): Telefone als Superphones unter <http://www.drei.at/portal/de/privat/aktionen/Superphones.html> (am 10/11/2010)

NZZ Online (Neue Zürcher Zeitung) (2012): http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/medien/nzz_internet_medien_online_1.12661813.html (am 24/01/2012)

Spectra (2010): das Ergebnis der Studie des Meinungsforschungsinstitutes Spectra unter:
<http://derstandard.at/1285199743066/Fast-jeder-dritte-Oesterreicher-auf-Facebook--Co-aktiv> (am 22/10/2010)

Statistik.at (2010): Internetzugang in den österreichischen Haushalten unter
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/informationsgesellschaft/ikteinsatz_in_haushalten/020541.html (am 15/11/2010)

10.0: Appendix

10.1: Beispielinterview A1

(aufgrund des Spiegelungseffektes kann es zu Abweichungen in der Zeilennummerierung kommen)

1 **I:** So, also zunächst einmal eine ganz allgemeine Frage, nämlich welche Rolle spielt für
2 dich deine Internetnutzung in deinem Alltagsleben? Wofür benutzt du das Internet,
3 wofür nutzt du es?

4 **A1:** hmhm... Ich nutz es einerseits für...aus aktuellen Gründen zur Jobsuche, ähhm das
5 heißt ich verbring pro Tag sag ich einmal 1 ½ bis 2 Stunden am Vormittag und 1 ½ bis
6 Stunden am Nachmittag...ähhh zur aktiven Jobsuche, das heißt ich schau durch zig
7 diverse Webseiten, von Jobangebotsseiten über Stellenanzeigen, Presse und, und Standard
8 etc. ...ähh such mir da geeignete Anzeigen und schreib meine Bewerbungen...dass..also
9 die 3 Stunden pro Tag, das variiert natürlich, aber ich sag einmal, es ist...ich verwend
10 mindestens 1 ½ Stunden pro Tag nur, nur auf Jobsuche, wo ich wirklich versuch sonst
11 nichts nebenbei zu machen, also kein, eben kein „Social Networking“ oder keine Spiele
12 spielen oder nichts, sondern einfach nur „hardcore“ einfach nur das zu machen. Das
13 involviert natürlich auch ähm... Mails checken, schauen ob ich, ob ich antworten
14 bekommen hab, was eher selten der Fall ist, ähbm und ja, und ansonsten sitz ich...

15 **I:** Mailverkehr benutzt du aber auch nicht nur jetzt um nachzuschauen ob jetzt
16 irgendwelche Antworten von irgendwelchen Bewerbungen gekommen sind, sondern
17 allgemein Kommunikation mit...

18 **A1:** Prinzipiell ja, aber, wie wir vorher schon besprochen habennn merk ich schon den
19 Rückgang an, an Mailkommunikation also ich hab jetzt wirklich, also ich hab vielleicht
20 eine handvoll von Freunden, die nicht auf Facebook, Twitter, Google Plus, wo auch
21 immer unterwegs sind, mit denen ich alle heiligen Zeiten einmal per Mail
22 kommunizier...ähhm...

23 **I:** Es wurde alles ausgelagert auf solche Plattformen...

24 **A1:** Ähmm....richtig, also großteils ja, ähmm diese handvoll von Leuten sind halt, die
25 sind, was ich so mitkriegt hab komplett abgeneigt diesen ganzen...ganzen sozialen
26 Plattformen gegenüber, ähhh als die verwenden nicht einmal ansatzweise irgendwas in die
27 Richtung, die sind zwar aus dem selben Zeitalter wie ich mehr oder weniger, sprich von
28 früher diese ganzen Internetforen, also themenspezifische Foren oder Escape- Forum,
29 oder irgendwelche Musikforen oder, oder Geschichtsforen von weils von der Uni waren
30 oder so was, aber, aber mit dem Aufkommen von diesen ganzen modernen „Klump“,
31 sprich Web 2.0, Social Plattformen haben sich die da komplett zurückgezogen.

32 **I:**Ja, sehr gut...ansonsten, brauchst du das Internet noch für irgendetwas, du suchst jetzt
33 mal Jobs, mailmäßig hast du das, Facebook und Twitter hast du natürlich auch jetzt schon
34 erwähnt. Verwendest du das ansonsten auch jetzt regelmäßig da irgendwie, also jetzt für
35 deinen... im Alltag, oder ist das jetzt für momentan nur so zurückgeschraubt aufgrund der
36 Jobsuche?

37 **A1:**Ähh, na prinzipielllll war ich eigentlich auch schon damals bei Myspace und
38 Facebook, Friendster und wie das alles gheißen hat von vor 8 bis 10 Jahren, keine
39 Ahnung, da war ich eigentlich meistens eh schon live mit dabei...ähhhm...im steigenden
40 Ausmaße würd ich jetzt mal sagen, also dass es, seit 3, 4 Jahren bin ich eigentlich
41 regelmäßig in, äh, solchen, also auf solchen Plattformen unterwegs (*kurze Pause*)...und
42 jetzt durch, nachdem ich momentan eben keine, keine fixe Tagesbeschäftigung hab
43 natürlich stundenmäßig auch mehr, geb ich auch offen zu, also ich verplemper da also
44 relativ viel Zeit ganz ehrlich, verwends (*kurze Pause*)...einfach nur für private Zwecke,
45 genauso wie Google Plus jetzt, was ja für mich einen, einen starken Fotographieeinschlag
46 hat, weil viele Fotografen dort sind, fürs „Netzwerken“...also jetzt wirklich im Sinne
47 von neue Leute kennenlernen, neue, neue Techniken kennenlernen, Fragen stellen lernen,
48 vielleicht, also Bilder herzeigen und denen irgendwie Inspirationen geben oder was weiß
49 ich irgendwas, also das ist fast schon fachbezogen...und Facebook ist halt wirklich nur
50 für Freundeskreis, Party, Einladungen und keine Ahnung was...Neuigkeiten
51 (*unverständliches Adjektiv*)...

52 **I:** Und bist du täglich im Internet?

53 **A1:** Ja, also es gibt so Phasen wo ich (*kurze Pause*) ...weiß nicht wie ich das nennen

54 kann...“internetmüde“ bin quasi und einfach kan Bock hab jetzt irgendwie einen
55 Webbrowser zu öffnen und mir irgendwas anzuschauen. *(kurze Pause)* Ähh, ich hab
56 eigentlich die, die Seite vom Standard als Startseite und nicht mal das mach ich dann auf,
57 also es interessiert mich dann einfach nicht. Dann hab ich, weiß nicht, das dann, für 1 bis
58 2 Tage könnens mich dann alle gern haben, wenn ich das jetzt so formulieren darf
59 *(lacht)*...und dann erwischts mich wieder, dann, dann ists am nächsten Tag das Erste was
60 ich wieder beim Frühstück mach, Computer aufdrehn und schaun, was in der Welt
61 abgegangen ist, also...aber es gibt so Phasen, mittlerweile werden, werden die Phasen
62 auch stärker, also jetzt nachdem ich wie gesagt wirklich Stunden, also es hat Tage
63 gegeben, da war ich 10 Stunden Online...und *(räuspert sich)* ...kann man jetzt vielleicht
64 als Internetsucht auslegen, keine Ahnung, weiß i net, aber ich hab da auch so
65 Erholungsphasen wo ich mir dann denk „na, jetzt, 24 bis 48 Stunden, nein, Buch lesen,
66 irgendwas rausgehen, ohh mein Gott irgend jemanden anrufen und mit dem dann
67 persönlich treffen“, aber Computer einmal nein, danke.

68 **I:** Na passt. Wir haben das jetzt eh zum Teil mal angeschnitten, oder beziehungsweise du
69 hast es angeschnitten, weils dann gleich die Überleitung ist zu dem Nächsten was mich
70 interessieren würde, nämlich inwiefern hast du Kontakt mit anderen Menschen über das
71 Internet? Du hast nämlich schon angesprochen geringfügig über Mail, dann eben
72 irgendwelche Plattformen wie Facebook, Twitter... und ich würd gern nun allgemein jetzt
73 wissen eben, was für Plattformen verwendest du, für was für Zwecke

74 **A1:** ähmmhmm *(nickend)*

75 **I:** ...jetzt in Bezug auf Kommunikation.

76 **A1:** Also generell natürlich Facebook...ähmmm *(kurze Pause)* Facebook verwend ich
77 für Kommunikation, Interaktion mit Freunden oder besseren Bekannten, also wie wir
78 vorher jetzt schon besprochen haben, nicht alle aus meinen 200 irgendwas Kontakten sind
79 meine Freunde aber, aber um eben Kontakt zu halten mit Leuten die ich kenn, zu schaun
80 wies denen geht, Neuigkeiten zu erfahren, Einladungen zu Events zu bekommen oder
81 auszuteilen...und eben fürs Quiz selber verwend ichs auch *(Anmerkung: Er ist*
82 *Quizmaster bei einem monatlichen Quiz einem Lokal)*.....ähmmm.....so, jetzt hab
83 ich kurz den Faden verloren, tschuldigung, ach ja...als nächstes hab ich noch nen Twitter
84 Account, den ich aber mmmomentan eigentlich dank Google Plus gar nicht mehr

85 verwend, beziehungsweise kümmer ich mich auch noch um den, den Twitteraccount von
86 „Soundwall Entertainment“, das sind diese Konzertgeschichteln im XXX (*Anmerkung:*
87 *ein Lokal mit Konzertbereich mit Schwerpunkt auf Heavy Metal*), da twitter ich halt
88 nicht als ich selber sondern als Konzertveranstalter...

89 **I:** Und was machst du über diese Plattformen wie Google Plus und Twitter?

90 **A1:** Ähh, Twitter, na ja Twitter ist jetzt so ne strittige Sache (*Schnaufgeräusch*), Twitter
91 ist jetzt vor allem in Amerika sehr, sehr beliebt, eben weil duuuuu, durch diese
92 Zeichenbeschränkung kannst du nur eine Message ausschicken mit 140 Zeichen, das heißt
93 du kannst in... auf kurze Art und Weise prägnante oder wichtige Neuigkeiten
94 weitergeben... was für mich als Privatperson jetzt irgendwie nicht so relevant war, weil
95 Twitter, auf Twitter tummeln sich Legionen an „A bis Z Promis“, annnnn Nachrichten,
96 Einrichtungen, sei es jetzt irgendwie Printmedien, oder Fernsehstationen, oder
97 Musiclabel, oder was weiß ich alles. Also jeder, der kurz, auf kurze prägnante Art
98 Neuigkeiten unters Volk bringen will hat eigentlich a gute Möglichkeit dies über Twitter
99 zu tun

100 **I:** ...als so eine Art Newsfeed..?

101 **A1:** Genau, richtig. Oder wie, wie mans sieht beim „arabischen Frühling“ ...waren ja
102 Twitter und Facebook, also hauptsächlich Twitter ähhhm...zur Nachrichtenverbreitung
103 sehr, sehr hilfreich. Für so was, macht es, find ich, Sinn... Für mich, für mich persönlich
104 jetzt als Privatperson, ich hätt jetzt ehrlich gsagt selber nicht gwußt was ich da jetzt
105 tweeten soll....weil eben dank Zeichenbeschränkung...Fotos hat man früher keine posten
106 können, das ist mittlerweile geändert worden, witzigerweise kurz nachdem Google Plus
107 geöffnet wurde haben sowohl Facebook als auch Twitter mit vielen Neuerungen reagiert,
108 die sehr an Google Plus angelehnt waren, also das heißt da ist ziemlich viel Bewegung ins
109 Spiel gekommen, aber ich find Twitter momentan immer noch für mich persönlich jetzt
110 sehr irrelevant eigentlich. Google Plus verwend ich mittlerweile mindestens genauso viel
111 wie Facebook...allerdings komplett anders...ähmmmm, während Facebook eben zur
112 Interaktion mit Freunden verwendet wird, kenn ich auf Google Plus persönlich von den,
113 weiß ich nicht, 1900 Leuten, die ich in meinen Kreisen hab... das Prinzip funktioniert
114 jetzt so wie Twitter, das heißt, ich „folge“ jemanden, der muß aber mir nicht folgen,

115 beziehungsweise umgekehrt, also von diesen 1900 Leuten in meinen Kreisen kenn ich
116 persönlich 26 oder so (*lacht*).

117 **I:** Es geht also primär um dieses „Networking“ und ...

118 **A1:** Genau, richtig.

119 **I:** ...Bekanntschaften, Kontakte...

120 **A1:** Genau, das... das ist etwas, dass ich früher nie gemacht hab, vor allem weil mir
121 dieser Begriff „Networking“ schwer unsympathisch war ...ähhhh...mach das jetzt aber
122 eigentlich „networken“ auf ruchlos...also wie gesagt, ich verwende jetzt wirklich konträr
123 zu Facebook, um Fachkontakte zu knüpfen, sprich für mich heißt Fachkontakte eben
124 Leute aus der Fotografie. Und Google Plus ist halt momentan die Tummelwiese für
125 Fotografen aller... aller Fähigkeiten, also vom blutigsten Anfänger bis hin zu den
126 Obergrößen der Profiwelt sind da alle vertreten. Und das verwende ich eben um eben
127 Kontakte zu knüpfen...mhmm... da gibt's eigentlich theoretisch auch Einladungen,
128 aber daß nicht...das Prinzip rennt ein wenig anders als auf Facebook, sondern du postest
129 halt eben einfach einen Termin als...als Statusmeldung und nicht als...als eigene
130 Event...ähmm, was weiß ich wie man das auf Facebook nennt, also keine
131 Einladungssoftware sondern einfach nur eine Statusmeldung...ähmmmm... Die Leut
132 posten ihre Workshop Termine, aber du kannst dann auch dort Workshops machen mit
133 diesen Fotografen, also es hat das Ganze eher einen fachlichen Hintergrund für mich als
134 Facebook. Facebook ist blödsinnig, Spaß und schauen, was in der privaten Welt so
135 abgeht und Google Plus ist eher die seriöse Variante davon.

136 **I:** Ok, also deine Kommunikation beschränkt sich halt eben auf die gängigen Sachen wie
137 Twitter, Google Plus, Facebook...das sind so deine Kommunikationsplattformen...

138 **A1:** Ja, also ich hätte noch Xing, das ist...

139 **I:** Auf Xing bist du auch?

140 **A1:** Ja, Xing, hm...verwende ich aber jetzt fast gar nicht muß ich zugeben

141 **I:** Xing ist

142 **A1:** Xing ist das oberseriöseeee...hmm Networken für...für berufstätige Leute,
143 beziehungsweise Leute, die Jobs suchen...ähmmm, das ist quasi wirklich ein...ein sehr,
144 sehr seriöses Netzwerk für...für (*kurze Pause*) Leute, die beruflich irgend etwas
145 weiterbringen möchten, Kontakte knüpfen, Geschäftsmöglichkeiten entdecken möchten
146 vielleicht...ähhhm, hatte...is auch ein ähnliches Prinzip, du erstellst ein Profil,
147 ähhh...gibst Daten von dir preis, natürlich Schwerpunkt auf „wer bist du und was kannst
148 du“...das, was...was bei Facebook etc. ...da kannst normalerweise eh jeden Schwachsinn
149 hinschreiben. Bei Xing sollte das halt Hand und Fuß haben: „Welchen Schulabschluss
150 hast du, welchen Uniabschluss, was...was für... welchen Berufsweg hast du bisher
151 eingelegt... und so entstehen dann Kontakte zum Beispiel wenn du suchst...wenn du
152 schreibst: „Ich suche Hak Absolventen, der das und das kann“ und jemand in einer Firma
153 hat dich über drei Ecken in seiner Kontaktliste und sieht das und so kommen dann
154 vielleicht Kontakte zustande, oder vielleicht ein neuer Job, neues Projekt oder was auch
155 immer.

156 **I:** Hast du schon mal aufgrund von Xing, also aufgrund dieses Netzwerkes irgendwelche
157 Berufe oder Nebenjobs oder sonst irgendwas an Land gezogen?

158 **A1:** Nein, noch nicht, nein. Aber wie gesagt, ich verwend das im Vergleich zu den
159 anderen fast gar nicht....muss ich...muß ich zugeben...vielleicht ein bissl abschreckend
160 weil ich gsehn hab, dass...also eine hand voll von Freunden sind dort auch vertreten, die
161 hab ich dann natürlich alle in meine Kontaktliste gegeben...alles andere...also alle
162 anderen Personen rundherum scheinen irgendwie, zumindest meines Erachtens nach
163 irgendwo in höheren Management- Ebenen und Projektleitung und keine Ahnung was
164 Design, das muß ich zugeben, schreckt dann ein bißchen ab.

165 **I:** Es ist jetzt halt mal nicht, sag ich mal für die einfache Jobsuche als die Vernetzung von
166 Firmen und ...

167 **A1:** Nicht zwingend Firmen, aber..aber ...ähhm also rein... nur zum Job suchen würd ich
168 dann eher Standard.at, oder Careesma oder Monster, oder was weiß ich empfehlen... das

169 ist wirklich um mit Leuten in Kontakt zu treten, vielleicht ergibt sich zukünftig dort
170 irgendetwas. Es gibt dort genauso Photographengruppen oder keine Ahnung was, ich bin
171 dort in einer Canongruppe oder was weiß ich was, wer weiß, vielleicht ergibt sich
172 irgendwann einmal was, aber bisweilen...also „Ich such ma jetzt an Job“, deswegen schau
173 ich nicht dort hin. Aber vielleicht nutz ichs falsch, ich weiß nicht... **grinst**

174 **I:** Na das war bis jetzt eh super ausgiebig, deswegen glaub ich ist das für dich jetzt
175 ziemlich leicht zu beantworten, wenn ich einfach frage, so von deinem Gefühl her, so
176 wenn du den Eindruck hättest, dass heute ohne Internet oder ohne irgend solche
177 Plattformen wie jetzt Facebook, Google Plus, Twitter, Xing und Co. einfach heutzutage
178 nichts mehr gehen würde? Wie sind deine Erfahrungen damit?

179 **A1:** Ähhhh...es wär sehr schwer glaub ich, es wär wirklich sehr schwer, also
180 es...ähmmm... also den Vernetzungsgrad den wir als Gesellschaft heute haben, hätten wir
181 ohne diesen Plattformen nicht. Glaube, man merkt's auch bei Leuten, das soll jetzt nicht
182 negativ klingen...also jeder, der sagt, er boykottiert diese Plattformen, ihn interessiert das
183 nicht, „Hut ab“, Respekt, ich kanns zum Teil auch verstehen wie gesagt, an meinen
184 internetmüden Tagen versteh ich das vollkommen. Ich denk ma nur, die Leut stehn dann,
185 wie gsagt, die Leut machens freiwillig, die das nicht...die da nicht teilhaben wollen. Die
186 Leut stehn dann aber meistens „a bissl daneben“ sag ich einmal also...oder ein bissl
187 außerhalb des Ganzen glaub ich jetzt mal, also mit...es gibt ja diese Spaßseiten auf
188 Facebook „Weiß ich schon, habs auf Facebook gelesen“, das kommt nicht von
189 irgendwoher glaub ich. Genauso wie ganz banale Gschichteln wie aktuelle
190 Tagesgeschehensmeldungen. Online Zeitungen hab i net immer offen, Facebook, Google
191 Plus hab ich immer offen. Ich hab als erstes gelesen über diverse Erdbeben oder
192 irgendwelche politischen Ereignisse auf Google Plus, Twitter oder Facebook. Hätt ich das
193 nicht offen gehabt, hätt ichs wahrscheinlich den ganzen Tag nicht mitgekriegt oder erst 10
194 Stunden später, oder keine Ahnung was. Auuuch für Firmen sag ich einmal,
195 obwohl...obwohl mir Firmenvertretungen auf diesen Plattformen größtenteils eher
196 unsympathisch sind, weil dies meistens, meiner Meinung nach, falsch verwenden.
197 Ähmmm, Firmen oder irgendwelche Organisationen könnten ohne dem schwer überleben
198 sag ich einmal, es hat auch glaub ich schon wieder etwas ...jjjjjede irgendwie größere
199 Firma hat glaub ich... oder fast jede Firma hat in ihrer...in ihrer Kommunikations- oder
200 Marketingsabteilung irgend jemanden, der sich mit diesen Plattformen beschäftigt. Und

201 das ist wurscht ob das jetzt der Humanic ist oder Coca Cola, oder sogar der Tante Emma
202 Laden um die Ecke. Irgendwer dort hat irgendwas mit Facebook zu tun oder mit
203 irgendeiner Plattform und schaut, dass diese Firma oder Verein präsent ist. Also ich glaub
204 nicht, dass ...*(kurze Pause)*...also die Welt ohne Web 2.0, jetzt, wär wahrscheinlich
205 komplett anders.

206 **I:** Und für dich sozusagen, wäre das auch ein gefühlter Rückschritt, sei es, ja, Jobsuche
207 oder Hobbies wie Fotographie, wie eben rausgekommen ist, bis hin zu deinen privaten
208 Bekanntschaften und Beziehungen....

209 **A1:** Ich weiß nicht, ob ichs als Rückschritt formulieren würd. Ähmmm...

210 **I:** Ein gefühlter Rückschritt...

211 **A1:** Ähm, ja, nach momentaner Lage vielleicht, weil die ganze Gesellschaft verändert
212 sich ja, das ganze Leben...man müßt das halt so formulieren, das ganze Leben wird
213 immer schneller, es passiert immer mehr und man braucht immer mehr, man will immer
214 mehr, man muß immer mehr können...und für mich sind diese Plattformen eigentlich ein
215 Spiegel von diesem ganzen, weil ohne dem geht's net, ohne dem bist nix, ohne dem
216 kannst nix...na sicher bist jemand ohne dem, sicher kannst was ohne dem, aber du bist
217 halt nicht inmitten im...im Fluss der Zeit und das ist halt... also 100% ...iiiiich bin zwar
218 mittendrin in dem ganzen Geschehen, aber ich muß zugeben, 100%ig positiv eingestellt
219 bin ich dem ganzen gegenüber nicht. Also auch... auch dass ich jetzt ein besseres Handy
220 hab, also hab i net, aber ich kann mir jederzeit eins kaufen, mit dem ich alles machen
221 kann, ich könnt mir ein Handy kaufen, ohne jetzt auf Fotographiesachen jetzt...lassen
222 wir die mal außen vor, aber ich bräucht kann Laptop mehr zhaus. Ich hab einfach, weiß
223 net, von mir aus nehm ich 2 Handies und kann damit alles machen, was ich derweilen mit
224 einem Laptop oder einem Stand PC bisher gemacht hab, bin überall unterwegs, kann
225 überall das selbe machen wie zhaus, also das hats früher nicht geben. Und diese Leute
226 haben früher genauso überlebt, aber sind genauso gut durchs Leben gekommen, oder
227 nicht, je nachdem...insofern ja, gefühlter Rückschritt wär das wahrscheinlich, aber
228 Rückschritt wäre für mich fast schon eine harte Formulierung...

229 **I:** Mhmhmm, ok, gut, ich möchte jetzt dann jetzt auch ein wenig über die...mit dir ein

230 wenig über Facebook reden, weil Facebook ja die große soziale Netzwerkplattform ist,
231 die medial in aller Munde ist, über die gesprochen wird und da würd ich jetzt gern von dir
232 ein wenig mehr darüber hören, wie bist du eigentlich zu Facebook gekommen? Warum
233 hast du dich dort registriert?

234 **A1:** Ähm, also den genauen Zeitraum weiß ich jetzt auch nicht mehr, aber wie gesagt, ich
235 war vorher schon bei Friendster, bei Life Journal und bei Myspace, das heißt
236 ähmm...irgendwie hab ich das schon gekannt, zumindest ansatzweise, dass es
237 irgendetwas gibt, wo man sich online registrieren kann und mit Leuten kommunizieren
238 kann. Ähm, Facebook hab ich einfach ausprobiert...*(kurze Pause)*...wird sicher a Rolle
239 gespielt haben, dass da schon 10-15 Freund von mir dabei waren, ich weiß es nicht mehr,
240 ich kann mich noch an 2- 3 Leute erinnern, die...von denen ich wusste, dass sie dabei
241 sind. Kann mich auch noch erinnern dran, dass ich mich ganz am Anfang a bissl gesträubt
242 hab dagegen...

243 **I:** Warum?

244 **A1:** Ähm, weil ich..da..da hatte ich ... da war Myspace noch aktiv, und noch a
245 bissl...noch selber a bissl aktiver als wie jetzt, wo, keine Ahnung, was weiß ich wie viel
246 Millionen Leuten vielleicht noch 2% dort sind und die eigentlich nur mehr sehr komische
247 Sachen machen dort. Und sogar der...der...der Myspace Gründer, der ja die Firma
248 damals verkauft hat und jetzt auf Google Plus absolut aktiv ist und irgendwie eben
249 verlautbaren hat lassen, dass ers nicht bereut hat, dass er die Firma verkauft hat. Ähm,
250 also am Anfang war ich ein bissl skeptisch, weil es ist neu, ich kenn mich nicht aus...ich
251 mein, damals waren keine 700 Millionen Leut auf Facebook, aber es war irgendwie: „Wer
252 seids ihr alle und wie, ich kenn mich nix aus, wie kann ich das einstellen, dass das nicht
253 ein jeder sieht, und wääh, lassts mich alle in ruh, quasi.“ Und irgendwann, ich könnt's dir
254 wissenschaftlich jetzt nicht einmal besser formulieren, bin i hängen geblieben, ganz
255 einfach. Also es ist...dann hab ich gmerkt, hey, ja, es sind eh immer ein paar Leut Online,
256 die ich kenn, da kann man Seiten „ liken“ von Bands, die man mag, das ist auch cool, das
257 hat ein bissl was von Myspace, ich mein, man kann zwar nicht wirklich Musik hören, also
258 damals konnte man wirklich Musik hören. Aber es ist ok, ich kann Kaffee „ liken“, ich
259 kann meine Interessen „ liken“, das ist alles cool und neu und irgendwann...ja, ganz
260 einfach, bin hängen geblieben irgendwie und das war...kann's dir jetzt nicht besser

261 erklären (*lacht*).

262 **I:** Gut, sind ja sicherlich zunehmend dann immer mehr Freunde dazugestoßen...

263 **A1:** Ja, massenhaft. Vor allem auch mit der Zeit dann auch viele Leute, die Stein und Bein
264 geschworen haben, dass „nah, den Schas wird i nie machen, das interessiert mi net“ (*stark*
265 *betonend*)...siehe da, 6 Monate später kommen genau diese Leute und schicken mir eine
266 Freundschaftsanfrage, da hab ich dann sehr schmunzeln müssen. Ähh, na ja, also ich hab
267 dann schon gmerkt, dass ist irgendwie, das ist überhaupt so ein Phänomen und da ist jeder
268 hängen geblieben drauf. Ich ertapp mich auch selber, dass ich regelmäßig, oder ab und zu
269 halt, dass ich selber eben auch über Facebook per se schimpfe, weil das nicht passt, weil
270 das nicht paßt und weil das nicht ok ist, die Umstellungen sind ein Müll, sind...die
271 Informationsweitergabe bezüglich dieser Umstellungen ist a Katastrophe ...und wer
272 bleibt immer noch dort und verbringt Stunden dort...ich, also...

273 **I:** da sind wir...da gibst du mir eigentlich ganz genau auch schon das richtige Stichwort,
274 weil ich ganz einfach wissen...gern...gern wissen würde, das Erleben auf diesen Social
275 Network Seiten, du hast es eben gerade auch angesprochen, dass auch nicht alles eitler
276 Sonnenschein ist und auch sehr viele Kritikpunkte sind. Welche positiven und negativen
277 Erfahrungen würdest du sagen, du hast jetzt eben gerade die Privatsphäre genannt eben
278 einmal, als einen Punkt?

279 **A1:** Ähm, also jetzt einmal auf Facebook bezogen...generell, dass ist eine Firma, die
280 seine....ähh na Kunden kann man net sagen, ich würd sagen ähhmm, seine
281 Informationsquellen, sprich uns, irgendwie immer sehr schlecht informiert was aktuelle
282 Bestimmungen oder Neuerungen betrifft. Das kann... also ich persönlich hab in dem Sinn
283 noch nie eine schlechte Erfahrung, weil die Sachen, die ich Online stell...ja, ok, ich habs
284 Online gestellt, sie werden nie wieder verschwinden von dort, das heißt, da hätt ich mir
285 vorher überlegen sollen was...was...was ich geschrieben hab oder was nicht. Ähm, hab
286 aber von andern schon mitbekommen... also, alles mögliche, von wegen Arbeitgeber hat
287 was gelesen, was er nicht lesen hätte sollen, bis hin zu Stalking- Gschichtn...also, da ist
288 alles dabei, wo die Unterstützung durch Facebook dann, was ich so mitbekommen hab,
289 eher minimal war, im Sinne von: „Na ja, hättst das net...hättst besser aufpaßt, wär dir das
290 net passiert.“ Was ich jetzt als für jemanden der diese Plattform zur Verfügung stellt, sehr,

291 sehr, sehr, sehr schwach halt.

292 **I:** Du findest also, dass, quasi, es im Aufgabenbereich von Facebook liegen würde, dass
293 sie da mehr tun, dass sie zumindest dafür sorgen, dass den NutzerInnen klarer wird, wie
294 sie transparenter und privater ihre eigenen...

295 **A1:** Auf jeden Fall. Es gab ja schon heuer, beziehungsweise letztes Jahr diverse, also die
296 Gschicht mit Privatsphäreneinstellungen und...und wie man sich das Ganze selber
297 durchlesen kann und verstehen kann, diese Thematiken sind ja mehrmals sogar in den
298 Medien, sogar großen Medien aufgekommen...und wenn dann schon IT- Gurus von
299 diversen Magazinen, weiß ich nicht, aus Amerika das Tech- Crunch, also
300 beziehungsweise die ganzen großen Schlachtschiffe der...der IT- Medien, wenn die schon
301 anfangen, weiß nicht, in den Privatsphäreneinstellungen herumzusuchen und die sich dann
302 nicht auskennen...oder halt 3 Stunden brauchen, um einen Satz zu finden, oder eine
303 Einstellung zu finden... wie soll das dann jemand machen, der, weiß ich nicht, einmal alle
304 3 Tage reinschaut. Was aber... es ist eine geteilte Schuld, der Großteil liegt für
305 mich...also größtenteils liegt für mich bei Facebook, weil die das sehr, sehr, sehr
306 schwammig formulieren und für mich auch so formulieren, dass es ein Normalsterblicher,
307 wenn er sich nicht wirklich intensiv damit beschäftigt, nie finden wird, oder nie wissen
308 wird, wie er was ändern kann und zum Teil liegt für mich auch bei den Leuten selber,
309 weil bei Facebook war das ja früher auch schon so (*lacht*), auch natürlich schon
310 schwer zu finden, aber die Einstellung gabs ja früher auch schon meines Wissens nach,
311 dass du nur für Freunde postest oder öffentlich, beziehungsweise, wie es mir das bei...ist
312 mir das in Amerika aufgefallen, die „add“ ja jeden zu ihrer Freundesliste. Das ist, weiß
313 nicht:“ Ich hab dich gestern zum ersten Mal gesehn. Tschüs, baba, wir haben 3 Sätze
314 miteinander gesprochen, wir mögen das Selbe Sportding, ich schick da sofort eine
315 Freundschaftsanfrage. Das ist bei uns meines Wissens nach, also zumindest im
316 europäischen Raum, weiß ich nicht, meines Wissens nach nicht so.

317 **I:** Also da ist es halt deiner Meinung nach vor allem auch noch, auf Österreich und auf
318 dich bezogen, dass man halt Kontakt eher schließt wenn man Leute doch zumindest
319 einigermaßen etwas kennt.

320 **A1:** Ja auf jeden Fall, auf jeden Fall. Wie gesagt, ich da ein paar Freunde aus Amerika

321 und die kenn ich aber wirklich und sehs bei denen, seh bei denen bis zu 3000 Leute in
322 deren Freundeslisten, wo ich mir dann denk, das kann irgendwie net funktionieren und
323 habs halt eben auch schon bei denen mitkriegt, dass die teilweise eben, wie ich schon
324 vorher gsagt hab, „gestern haben wir uns unterhalten, wir sind beide New York Yankees
325 Fans und schwups samma schon beste Facebookfreunde“... und da kommen dann zum
326 Teil die lustigsten Gschichten raus, wenn du dann all diesen 3000 Leuten
327 irgendwas...irgendeine Information zugänglich machst...da ist dann die Chance recht
328 hoch, dass...dass da Leut dabei sind, die das nicht sehen sollten oder nicht lesen sollten.
329 Beziehungsweise Usus ist, dass du auch deine ganze Firma addest, also jeden in deiner
330 Abteilung, alle 300 Leute aus deiner Abteilung, na no na kommt dann irgendwann ein
331 Blödsinn raus, wenn du schreibst: „Der Chef ist ein Idiot“....oder keine Ahnung was. Bin
332 immer noch der Meinung Freedom of Speech und du sollst schreiben dürfen, was du
333 willst, aber nur sollte man sich dann überlegen... also zeitweise machts schon Sinn halt
334 nachzudenken, worüber man schreibt, als gleich zu schreiben.

335 **I:** Sonst irgendwelche positiven und negativen Aspekte, die dir jetzt einfallen würden?

336 **A1:** Also positiv, ganz ehrlich, bei Facebook zum Beispiel, ähm... ich hab 7 oder 8
337 Schulfreunde wiedergefunden, das ist vielleicht ein banales Beispiel, aber es ist für mich
338 ein positiver Aspekt. Es waren die handvoll von Leuten mit denen ich mich in der Schule
339 recht gut verstanden hab, oder sehr gut verstanden hab, mit denen ich auch privat was
340 gmacht hab und irgendwann hat sich der Kontakt halt leider aufgelöst...und
341 irg...irgendwann mal so aufgrund einer spontanen Eingebung folgend die Namen von 2-3
342 eingegeben und siehe da, es waren alle auf Facebook, das heißt, es hat auch...also es
343 macht durchaus Sinn wenn man Leute wieder finden will (*lacht*), was vielleicht andere
344 Leute vermeiden wollen, aber ...dass sie gefunden werden...aber für mich war das auf
345 jeden Fall der...ein positiver Aspekt, genauso wie alltägliche Gschichtn wie: „Ich erfahr
346 Neuigkeiten schneller als...als über normale Medienkanäle. Es ist zum Teil abartig, wenn
347 du liest Facebook Meldungen oder Google Plus Meldungen, aber jetzt wirklich nicht im
348 Sinne von „die Susi hat geheiratet“, sondern irgendwas ist passiert...Kernkraftwerk,
349 Erdbeben, keine Ahnung was und a halbe Stunde später siehst du erst bei den Medien.
350 Also, das hat...find ich zum Teil eigentlich recht interessant, beziehungsweise
351 erschreckend, was da...dass ich da mit...mit Social Networks zum Teil schneller
352 informiert bin als wie über große Medien.

353 **I:** Vor allem, dass es die Leut aus deinen Netzwerken schon früher wissen als die
354 Reporter und Reporterinnen, die ja mittlerweile teilweise selber diese Netzwerke
355 aufsuchen...

356 **A1:** Ja, genau, richtig, genau.

357 **I:** Ok, na sehr gut, damit bin ich eigentlich auch schon generell beim nächsten, wofür
358 benutzt du Facebook eigentlich allgemein? Welche Gestaltungsmöglichkeiten bietet dir
359 Facebook und wofür nützt du es jetzt im Allgemeinen, also du hast ja eh schon eben glaub
360 ich erwähnt, daß für dich Facebook jetzt sehr zentral ist jetzt für Freunde und
361 Freundeskommunikation. Gibt es noch andere Dinge wofür du Facebook jetzt verwendest
362 oder was du dort machst?

363 **A1:** Ähm, ich hab auf Facebook eene Seite für mein Escape Quiz, also die
364 Veranstaltung die da alle paar Wochen im Escape statt findet, ähmm..da hab ich eben
365 dafür eine eigene Gruppe gegründet, wo Termine bekannt gegeben werden,
366 Informationen, Neuerungen, Aktuelles bekannt gegeben wird, ähmm...die Ergebnisse
367 natürlich gepostet werden und die Fragen, die gestellt wurden, natürlich im nachhinein
368 bekannt gegeben werden. Das ist eine Seite, rein auf diese Veranstaltung zugeschnitten,
369 ...zugeschnitten...da geht's halt rein nur um diese Veranstaltung, die Leut kommunizieren
370 dann dort eben nur auf diese Veranstaltung bezogen. Dann hab ich noch eine 2te Seite
371 fürs Rock around the Clock, für die Auflegerei einmal im Monat...selbes Spielchen wie
372 bei der Escape Seite, nur daß die Rock around the Clock eine...eine...eine Like- Seite ist
373 und die Escape Seite, also die Quiz Seite ist eine Gruppe. Das hat sich irgendwann einmal
374 so ergeben, also es ist eigentlich wurscht was du jetzt machst, ob eine Like- Seite oder
375 eine Gruppe und...

376 **I:** Wo ist da jetzt der Unterschied zwischen Gruppe und Like- Seite...

377 **A1:** Ähham, also jetzt momentan nach einer wieder nicht angekündigten Umstellung von
378 Facebook mußt du dich, also die Escape Gruppe fürs...fürs Quiz ist eine offene Gruppe,
379 das heißt jeder kann beitreten der möchte. Neuerung ist, dass er eine Anfrage schicken
380 muß. Das war früher nicht, das ist für mich jetzt a bissi lästig, ganz ehrlich, na nicht dass

381 da jetzt so a großer Massenanstrom wär, aber irgendwie früher bist auf die Seite
382 gegangen, hast gsagt „Join Group“ und du warst dabei. Und jetzt mußt du mir als
383 Administrator eine Anfrage schicken, die, wenn ich jetzt einmal 3 Tage net da bin, net
384 beantwortet wird. Und eine Like- Seite ist ...einfach „Gefällt mir“ anklicken und du bist
385 dabei.

386 **I:** Paaasst. Deine Zustimmung geben und du bekommst dann die ganzen Informationen...
387 **A1:** Genau, bei Gruppen ist es halt so, du kannst eine Gruppe auch geschlossen halten,
388 das heißt ähmm...die Gruppe ist jetzt nicht öffentlich ersichtlich...und du als Admin
389 kannst dann halt Leute einladen, das heißt, ich hab eine Gruppe, eine geschlossene, die
390 siehst du gar nicht, außer ich lad dich ein, dann bist halt dabei wenn du zustimmst. (*kurze*
391 *Pause*) Äh, Fotographie Seite hätt ich noch auf Facebook, ist auch eine Like- Seite, die ist
392 aber momentan auch eher nnnicht wirklich in Verwendung mhm...prinzipiell,
393 hauptsächlich auch wegen...wegen Google Plus, beziehungsweise post ich halt jetzt die
394 meisten Bilder auf meiner privaten...meinem privaten Profil, also das ist jetzt
395 momentan...schau ma mal, wies da weitergeht, aber das wär halt die...was wären halt die
396 Seiten, die...

397 **I:** Mhmhm, ok, also um das Ganze mal grob zusammen zu fassen, Facebook ist vor allem
398 zentral für dich in...in Bezug auf Freunde und Kontakte im kommunikativen Bereich,
399 genauso für das Management deiner Privatinteressen wie Fotographie, dass du halt eben
400 diesbezüglich mit deinen Kontakten halt dort deine Fortschritte und deine Entwicklungen,
401 deine Kunstwerke teilst... und... deine Veranstaltungen wie eben das Escape, das Rock
402 around the Clock, was irgendwo zwischen Zuverdienst, Beruf und Hobby, irgendwie
403 Interesse irgendwie hin und her pendelt...

404 **A1:** Ja, genau (*nickend*)

405 **I:** Na paßt, super, genau. Sooo, dann kommen wir eh schon zu einem Punkt, den du auch
406 ganz kurz angeschnitten hast, den wir aber noch nicht weiterverfolgt haben. Denn ich
407 würd gern wissen, welche Rolle spielt für dich Facebook bei der Kontaktaufnahme, beim
408 Kennenlernen von Leuten, beziehungsweise bei der Aufrechterhaltung von
409 Bekanntschaften und Freundschaften? Du hast eben schon erzählt, dass du viel
410 kommunizierst und Freunden Kontakt hast und auch, dass anscheinend für dich ähhh...so

411 ist im Vergleich zu anderen Regionen wie Amerika, dass Freundschaften eher über
412 Facebook eher erst geschlossen werden, wenn man sich im realen kennen lernt. Gabs da
413 schon andere Situationen auch noch irgendwo, wo du Kontakte geschlossen hast, wo du
414 sagen würdest, du hast Leute nicht vorher hast kennen gelernt, sondern über Facebook
415 kennen gelernt, oder...

416 **A1:** Nein, also ich versuch mich da strikt dran zu halten ähmm...lehne...lehne auch
417 regelmäßig Freundschaftsanfragen ab von Personen, Firmen, Vereinen, wem auch immer,
418 zu denen ich noch nie einen Kontakt hatte, die ...von denen ich zum Teil nicht einmal
419 weiß wer sie sind, was sie machen, weil sie ...selber zwar angeben, dass sie, weiß ich
420 nicht, 2000 Freunde haben, aber keine Information preisgeben über sich selber. Ähmm,
421 so was interessiert mich genau gar nicht, also wenn... hab kein Problem damit, jemanden
422 kennenzulernen persönlich, draufzukommen, dass sich Interessen überschneiden, oder
423 was auch immer, das man einer Meinung ist, oder dass man Fotographiehobby teilt oder
424 wie auch immer, um dann auf Facebook miteinander in Kontakt zu treten, aber vorher
425 ohne...ohne irgendwie persönlichen Kontakt...nein, sicher nicht. Was witzig ist, ich mein
426 ich weiß nicht ob dich die Information jetzt interessiert (*ich nicke*), aber bei Google Plus
427 ist das nämlich komplett anders. Bei Google Plus hab ich eben, wie gesagt, weiß i net, 26
428 Leut die ich persönlich kenn von 2000- irgendwas, also 1900 irgendwas...nur wie gesagt,
429 da ist das System komplett anders, also für mi...oder (*unverständlicher Teil*) die
430 Verwendung komplett anders, da will ich Leute kennenlernen die...was mit Fotographie
431 zu tun haben. Und nachdem Google Plus jetzt keine 700 Millionen Leut hat, aber
432 trotzdem 40- 50 mittlerweile und auch global ist, hast du dann dort halt dann Kontakte
433 aus Australien, Japan, Amerika, Frankreich, woher auch immer. Da störs mich auch nicht
434 wirklich da post ich aber prinzipiell auch andere Sachen, da... sie eigentlich alle mit
435 Fotographie zu tun haben. Also, dort gibt's nix mit: „Heute treff ich mich mit dem und
436 dem Freund“ oder „heute gehts ma so schlecht buhuhuhu“, sondern einfach alles fachlich,
437 sachlich auf Fotographie bezogen. Das ist für mich halt ein großer Unterschied, das würd
438 ich auf Facebook zum Beispiel halt nie machen. Ich weiß zwar...ich könnte jetzt zwar
439 nicht ausformulieren warum, oder vielleicht wenn ich Facebook umstell...umstell
440 auf...auf nur fachlich, sachlich, dann wärs vielleicht auch anders. Aber auf
441 viele...viele..viele, also a paar Leut aus meinen Freundeskreisen posten zum Beispiel
442 neuerdings auf Facebook nur mehr öffentlich. Da bin ich mir net sicher, ob die das auch
443 so wollen oder ob sich die das net durchglesen haben oder anschaut haben. Das würd ich

444 so nicht machen. Auf Google Plus, weiß nicht ob du das mitkriegst, da post ich fast nur
445 mehr öffentlich und halt wirklich nur a paar sehr spezifische Fragen, nur auf einige Kreise
446 bezogen, nur auf Canonbenutzer, nur...nur schwarz/weiß Fotographen oder so was, aber
447 den Rest halt öffentlich. Das würd ich eben auf Facebook mit:“ Heut treff ich mich mitm
448 Franz um 11 Uhr dort und dort, das würd ich nie öffentlich posten, ganz ehrlich. Also das
449 ist...

450 **I:** Aber du gibst mir da jetzt genau jetzt da das richtige Stichwort, beziehungsweise die
451 richtige Überleitung zu der nächsten Frage. Weil mich eben als nächstes ganz genau
452 interessieren würde, ob du jetzt eben auf Plattformen wie Facebook ähmm...auch
453 persönliche Dinge eben posten würdest und du hast eben gerade auch das Stichwort
454 gegeben bezüglich ähmmm... Google Plus, da das ein rein professionalisiertes
455 Networking ähhh...System für dich ist, wo du Leute kennenlernst in Bezug auf
456 Fotografie und all dergleichen und Facebook eher das private, freundschaftliche. Also
457 würdest du auch sagen, dass du da auch persönliche Dinge auf Facebook kommunizierst
458 und welche Erfahrungen hast du damit gemacht, wenn dem so ist, beziehungsweise bist
459 du ja so, wie ich das aus dem Gespräch rausbekommen habe...die privaten Inhalte ja so
460 übermittelst, dass sie dann auch dementsprechend nur für entsprechende Personen dann
461 zugänglich gemacht werden...

462 **A1:** Also genau, ähmmm (*räuspert sich*)...also ffffrüher zu den Anfangszeiten hab ich auf
463 Facebook einfach alles gepostet...von wegen „ich hab heut Kopfweh“ bis hin zu
464 ähhh...irgendwelchen relevanteren Neuigkeiten (*lacht*). Ähmm, mittlerweile beschränke
465 ich das eigentlich auch stark, also ich post schon Neuigkeiten, die mich betreffen,
466 Neuigkeiten, die alle betreffen könnten, also irgendwelche News weiterleiten oder
467 Nachrichten, die von Geschehnissen, die grad passiert sind oder so was. Ähm, private
468 Sachen wie Filmempfehlungen, Musikempfehlungen, weißt eh, so Youtube Videos posten
469 oder keine Ahnung was (*kurze Pause*)...hat sich aber wie gesagt eben, also das ist doch
470 verhältnismäßig stark zurück gegangen im Vergleich zu früher.

471 **I:** Woran liegt das denn deiner Meinung nach, dass du dich da in dieser Art und Weise...

472 **A1:** Ich verwends viel, ja, ich verwends viel aber ich werd auch an Tagen wo ichs
473 verwend, ich weiß jetzt nicht ob...ob internetmüde jetzt ein Begriff ist, aber...aber, ich

474 glaub du verstehst, was ich mein. Zeitweise interessiert mich nicht, zeitweise post ich
475 einfach mal ein Lied, was ich gerade im Kopf gehabt hab, a paar Fotos, a paar lustige
476 Bilder, die ich irgendwo gefunden hab...und mehr hab ich dann zum Teil nicht zum
477 mi...also nicht mitzuteilen. Dann denk ich mir halt machts für mich persönlich irgendwie
478 wenig Sinn wenn ich jetzt alle 10 Minuten ein paar Statusmeldungen rausschick...
479 „Kopfweh“, „hab immer noch Kopfweh“ und „hol mir grad nen Kaffee“, „Jetzt hab ich
480 grad Zahnweh“, das interessiert mich net. Das ist, I mein, jeder hat ein anderes
481 Kommunikations- und Mitteilungsbedürfnis, das versteh ich schon, mich interessiert
482 mittlerweile überhaupt nimma. Wie gesagt, wenn es ist so a Fotokursgeschichtn oder es hat
483 mich grad extremst gfreut oder das hat mich grad extrem gestört, so was post ich noch,
484 aber im Verhältnis zu früher bin ich glaub ich weniger mitteilungsbedürftig, oder ...ich
485 weiß gar nicht, ich glaub ich post wahrscheinlich eh noch genau so viel wie früher, aber
486 die Art der Postings hat dich verändert.

487 **I:** Liegt das deiner Meinung nach vielleicht eventuell daran, dass jetzt momentan medial
488 so viel über Facebook und Privatsphäre darüber diskutiert wird, oder liegt das eher im
489 Allgemeinen daran, dass du eben sagst Internetmüdigkeit, dass da auch teilweise eine
490 Übersättigung da ist an Informationen von Leuten, dass man einfach dann das Gefühl hat,
491 „so was möchte man auch gar nicht wissen“ oder es ist dann...

492 **A1:** Na es gibt...es gibt...bei Facebook und bei Twitter gibt's eben diesen Begriff, diesen
493 „Noisy Stream“, ähm...das heißt, dass dein...dein...dein News...also deine Startseite, wo
494 alle neuen Updatemeldungen reinkommen einfach nur Überladen ist mit weiß nicht, ist
495 jetzt keine gute Schätzung...oder ähhh... mindestens die Hälfte davon ist Müll. Meine
496 subjektive Ansicht, mindestens die Hälfte davon ist Müll. Also ich hab das früher sowieso
497 nie oft gemacht, aber so Leut mit „ahh, hab schon wieder Kopfweh“ (*betont*), ich mein,
498 hab ich auch schon ein paar mal gepostet aber eigentlich geht das niemanden etwas an.
499 Wenn ich sterbenskrank bin, dann werd ichs die Leut das wissen lassen, denen
500 ich...denens ma wichtig ist, dass sies wissen. Ansonsten ist das a Information, die
501 interessiert keinen, weil die 15 Meldungen mit „gute Besserung“ nacher sind zwar nett,
502 aber, weiß ich net, interessiert mich jetzt nicht so wirklich. Und wenn ich eine Diskussion
503 haben will, dann post ich irgendwas, wo dann eben daraus a Diskussion entsteht...weiß
504 ich nicht, zum Beispiel: „Der Fußballspieler war gestern scheisse, bitte diskutiert“. Also,
505 ich mein, kennst du eh, du postest ja auch Fußba...oder sportrelevante Sachen, oder

506 keine Ahnung was, oder irgend a Literaturbezogene Sache, oder irgendwas, wo ein
507 Gespräch dabei rauskommt...das wie gesagt...

508 **I:** ...was leider viel zu selten angenommen wird (*lachend*)

509 **AI:** Na ja, ja aber wir (*unverständlich*)...so a Posting mit „aua,aua, mir gehts so schlecht,
510 bitte, bitte, likeds mein Posting und schreibts ma gute Besserung“, das hat für mich
511 momentan oder mittlerweile überhaupt keinen Stellenwert mehr. Das ist...jeder freut sich,
512 wenn er eine Antwort kriegt auf...auf sein...sein... auf das was er geschrieben hat, jeder
513 freut sich wenn irgendwer Anteil nimmt an seinem Leben oder halt so Sachen, da hab ich
514 mittlerweile schon... glaub ich mittlerweile schon abgeschaltet, das interessiert mich
515 einfach nicht mehr.

516 **I:** Hmmmmm, gut, dann komm ich eigentlich eh schon langsam jetzt zum letzten Kapitel.
517 Hast du schon mal überlegt irgendwie auf Facebook auszusteigen, damit auzuhören? Ist
518 das für dich noch vorstellbar, dass du jetzt sagst: „ Und ich hör jetzt auf mit diesen
519 sozialen Netzwerken und bin nicht mehr dabei“...

520 **A1:** Jetzt nur Facebook oder generell...

521 **I:** Sowohl als auch...

522 **A1:** Ok. Also bei Facebook per se hab ichs mir schon einmal überlegt, eigentlich schon
523 mehrmals überlegt, ähmhmhmhm...worauf ich jetzt warten möchte, ist... sind diese
524 komplett neuen Umstellungen, äh, Stichwort „Timeline“ etc., ähm, nachdem das ja bei
525 Facebook zu 100% immer so ist, dass Änderungen kommen ,man die sich aber nicht
526 aussuchen kann, sondern sie werden einem einfach einem vor den Latz geknallt, mehr
527 oder weniger...äh, und man gar keine Möglichkeit hat da Zuzustimmen oder Abzulehnen,
528 oder alternativ irgend an anderen...eine ältere Version von mir aus zu verwenden oder so
529 was. Ähm, also das System find ich schon einmal nicht sehr gut. „Friss oder stirb“, das ist
530 generell wurscht. Ob das jetzt Politik, Facebook oder was auch immer ist, ist das eine
531 herangehensweise, die ich nicht gutheiß. Oder damals bei uns in der Firma genauso mit
532 „Chef gibt information weiter, kein Wort drüber reden“... nein das ist so weil das...nein,
533 das kann nicht funktionieren...na. Ähm, insofern möchte ich einmal abwarten auf

534 Facebook bezogen jetzt, wie das mit diesen Neuerungen aussieht, die ja
535 theoretisch...also man hats freiwillig schon umstellen können, beziehungsweise wird's
536 jetzt dann automatisch umgestellt und ich glaub in Teilen...ich weiß nicht nach was für
537 Prinzipien die das machen, aber in Teilen von Amerika hab ichs mitkriegt, ist es schon
538 umgestellt, das heißt wir werden da sicherlich heuer noch in den Genuss von kommen.
539 Das möchte ich mir auf jeden Fall mal anschauen, weil ich kann nicht über irgendwas
540 meckern, was ich no net gsehn hab. Was ich gelesen hab drüber, find ichs nicht gut, aber
541 wie gesagt, einmal selber ein Urteil bilden und wenn das dann so wirklich Katastrophe
542 sein sollte, wie viele schon geschrieben haben, dann überleg ich mir sehr wohl ob ich
543 meinen Facebook Account deaktivier, löschen kannst du ihn ja nicht. Oder halt wirklich
544 aufs...auf...auf die absoluten Basics runterstufen...Name, Profilfoto, vielleicht einmal,
545 weiß i net, Statusmeldungen und...und irgendwelche Eventgeschichtn, weiß i net, um halt
546 eben Kontakt zu halten, aber i müßt mir halt überlegen, wie das dann aussieht, wegen
547 Escape Quiz Seite und Rock around the Clock und so Sachen. Also da kanns sein, dass
548 ich dann doch eher auf Sparflamme zurückfahr aber doch dort bleiben würd...

549 **I:** Von den Kontakten her würdest du schon vermissen, oder zumindest überlegen, ob du
550 den Account wirklich aufgibst, eben aufgrund...

551 **A1:** Ist ein Aspekt...ist ein Aspekt auf jeden Fall weiiiiil ähmm, ahhh, 90 % von meinen,
552 was heißt 90, 99% von meinen Facebook Kontakten nicht auf Google Plus sind, das heißt
553 ich würd dann...jetzt Social Media bezogen...gesprochen, den Kontakt verlieren zu
554 denen...heißt ja nicht, dass dann per Mail oder per...per Handy Kontakt aufnehmen
555 könnte, aber wie wir ja alle wissen ist das heutzutage ja nur eher nicht so lust...also ich
556 würd...das würd mir schon abgehen, bin ich mir ziemlich sicher.

557 **I:** Ok, gut und bei anderen Netzwerken jetzt irgendwie...

558 **A1:** Seh ich jetzt nicht momentan, also wie gsagt Twitter verwend ich jetzt fast gar
559 nimma, also verwend ich gar nicht mehr, ähhh...Xing verwend ich minimal, würd ich mir
560 aber auf jeden Fall einmal aufheben...und Google Plus sehe ich momentan überhaupt
561 keine...keinerlei Grund das aufzugeben, also das ist sowohl von...von...von den
562 Benutzerbestimmungen, also Privatsphäreneinstellungen...mmmmomentan alles...fast
563 schon zu gut, dass es wahr ist, aber (*lacht*)...es rennt momentan recht gut wie gsagt,

564 Kontakte ergeben sich dort eigentlich jeden Tag, ich lern dort jeden Tag was neues zum
565 Thema Fotografie, also für mich hat das einen anderen Stellenwert als Facebook, also
566 das würde ich momentan nicht aufgeben. Ich hätt dort aber auch nix zu verlieren, wenn
567 die jetzt auf einmal auf Facebookstyle umstellen würden, „eure Daten gehören...“, gut,
568 das ist Google, die haben sowieso alle Daten von uns, aber...aber zum Beispiel Google
569 Plus hat jetzt seine..seine echten Namensbestimmungen aufgegeben, das heißt du kannst
570 jetzt Pseudonyme verwenden...find ich ok, hab dort ein Halbpseudonym oder der
571 Vorname ist richtig, der Rest ist falsch. Ähm, und ich glaub, selbst wenn die jetzt auf
572 Facebook...ein bissl faschistoid Style umstellen würden, würd ich trotzdem auf Google
573 Plus bleiben weil ichs eben anders verwend, andere Informationen hergeb, anders
574 kommunizier, mit anderen Leuten anders kommunizier, da kann...ich weiß es nicht, ja
575 soll irgendwer ein Foto von mir fladern, ich fühl mich geehrt, danke.

576 **I:** Du wärst auf jeden Fall dafür, also quasi bei den Netzwerken die Trennung aufrecht zu
577 erhalten zwischen freundeszentriert und Hobby und professionalisiert diesbezüglich.

578 **A1:** Ja, auf jeden Fall.

579 **I:** Ok, also hätt sich für mich dann die Frage erübrigt, ob du dir wünschen würdest, ob
580 deine Facebook Freunde dann, wenns auf Facebook unerträglich werden sollte, die Leute
581 dann Richtung Google Plus emigrieren...

582 **A1:** Na, da hätt ich aber nix dagegen, weil ähm... du kannst ja auf Google Plus relativ
583 leicht trennen, wer was liest, was lesen kann oder was lesen soll. Was mittlerweile
584 witzigerweise auf Facebook auch geht...zufällig seit Juli, seits Google Plus gibt. Ähm,
585 also es ist auf jeden Fall wahnsinnig einfach da einfach Blödelposts oder was weiß ich,
586 irgendwelche privaten Informationen zu posten, die einfach nur, weiß ich nicht, 20 von
587 meinen 2000 Leuten lesen sollen. Das ist absolut einfach machbar, ich glaub du mußt
588 einfach nur 2 Mal klicken und das wars dann. Also einmal „Kreis“ aussuchen und einmal
589 posten. Im Gegensatz zu...zu Facebook, wo du glaub ich allein einmal dann Listen
590 erstellen muß, das ist glaub ich ein wenig komplizierter als bei...bei Google. Also
591 wenns...wenns jetzt wirklich einen Exodus geben würde Richtung Google Plus, würd ich
592 Google Plus trotzdem behalten, trotzdem profess...also professionell, sachlich-fachlich
593 Verwenden und halt einen kleinen Teil davon für private Zwecke verwenden, die halt

594 nicht jeder lesen kann. Weil den Herrn XY aus China, den Fotografen aus China
595 interessiert wahrscheinlich genau null ob ich mich jetzt mitm Franz treff irgendwo,
596 oder...würd ich...würd ich...ich weiß nicht, ist auch schwierig, weil Google Plus
597 momentan halt, also das ist der Running Gag auf Google Plus momentan, das Google
598 Plus das Myspace für Fotografen ist momentan. Was Myspace früher für Musiker war
599 ist jetzt Google Plus für Fotografen. Wwwwweiß nicht, wie viele von den 40 Millionen
600 Leuten dort irgendwas mit Fotografie zu tun haben, aber es ist...du kannst einmal sagen,
601 ein Großteil davon sind irgendwelche IT- Geeks, und ein weiterer Großteil davon sind
602 Fotografen, wobei sich diese 2 Bereiche sehr stark überschneiden. Und der Rest sind
603 Leut, die zum Teil glaub i immer noch nicht ganz genau wissen, was sie dort machen
604 sollen und das zum Teil auch wie Facebook verwenden, also siehe Statusmeldungen: „
605 ahhh, ich bin betrunken“ (*betont*) oder irgend so was, wo ich mir dann denk...na, ok

606 **I:** Na sehr schön, sehr schön. Es ist auch immer wieder die Rede, wir haben das glaub ich
607 schon im Vorfeld, schon bevor wir dieses Interview aufzuzeichnen begonnen haben,
608 darüber gesprochen, dass es vielen Leuten nicht ganz so anscheinend klar zu sein scheint,
609 was sie jetzt im virtuellen Raum posten und was nicht. Ist dir persönlich schon einmal
610 aufgefallen, dass für dich eben Facebook im wirklichen Leben Konsequenzen hat, positiv
611 wie negativ irgendwie Auswirkungen?

612 **A1:** Ahhh, auffffff jeden Fall, ich überleg nur grad was positiv, was negativ, also
613 was...was ich vorher schon angesprochen hab, ist...ist die Frage was du postest, wer es
614 lesen kann im Sinn...also als Beispiel Arbeitgeber liest eine Statusmeldung vom
615 Arbeitnehmer, dass Arbeitgeber ein Idiot ist. Das...da bin ich mir zu 99% sicher, dass das
616 dann auch im realen Leben eine recht interessante Auswirkung hat. Ähm, ...genauso
617 wie...weiß nicht, da gibt's so viel Beispiele, ganz banal, auch wieder amerikanisches
618 Beispiel, jemand...jemand postet, dass...ein Mann postet, dass er sich mit seiner...einer
619 Frau getroffen hat zum „aha, eh schon wissen“ und der erste Kommentar ist von seiner
620 Ehefrau, die darüber nicht sehr erfreut ist (*lacht*). Ähm, man sollte schon wissen, was man
621 postet und vor allem...das ist jetzt zum Beispiel auf Google Plus ist das ein...ein sehr,
622 sehr, sehr starkes, also ein sehr, sehr großer Aspekt der Content, den du postest, weil die
623 Leut dort zum Teil auch anders posten. Die Leut posten...das Google Plus ist für mich
624 eben aus Facebook, Twitter und einer Blog- Seite, sagen wir einmal Wordpress oder
625 Blogger. Die Leut verwenden das zum Teil als Blog. Die schreibe ihre Gedanken ab zu

626 irgendeinem Thema, meistens zu irgendwas wodurch sich danach ein Gespräch ergibt und
627 posten jetzt nicht einfach: „Hab mir gestern die neue CD von irgendwem runtergeladen“.
628 Sondern irgendwas tagesaktuelles, momentan natürlich die Amerikaner posten extrem
629 viel über...über...über die Wall Street Proteste etc., ähm, über diverse Wirtschaftssachen,
630 über...über Firmen, die grad untergehen oder grad groß werden. Das sind halt so Sachen
631 mit Inhalt und alles meistens in irgendso einem Blogging- Stil aufgebaut. Das hast auf
632 Facebook...na ja, früher hast halt ghabt die Notizen, also statt der Statusmeldung halt eine
633 Notiz posten, wo du mehr...wo du nicht diese Zeichenbeschränkung hast. Die
634 Zeichenbeschränkung ist ja mittlerweile auch aufgehoben auf Facebook, auch seitdem es
635 Google Plus gibt, auch sehr interessant, das heißt insofern könnte man jetzt auch schon
636 mehr posten, ohne dass man jetzt einfach 3 Sätze schreibt und dann einfach einen Link
637 postet, sondern einfach quasi nur einen Blog- Eintrag macht, aber ich glaub, das sehen die
638 Leut auf Facebook doch anders. Also die posten einfach, weiß ich nicht, wenns ein Wort
639 ist oder wenns ein Smiley ist oder irgendsowas bis hin zu, weiß ich nicht, einfach nur
640 irgendeinen Short- Link irgendwas, ohne irgendeinem Kommentar dazu, wo ich mir dann
641 auch denk: „Was mach ich damit, was ist das, kann man das anklicken oder ist das ein
642 Virus, oder sonst irgendwas“. Also ich, ja, ich ertapp mich ja selber auch oft, dass ich
643 irgendeinen Schwachsinn post, geb ich ja selbst zu, wie „XY geht mir gerade selbst am
644 Oasch“. Ist jetzt eigentlich auch eine Aussage, die ah net jeder unbedingt lesen muß, oder
645 halt nicht jeder wissen muß, oder halt nicht jeden interessiert, ab und zu ergibt sich daraus
646 ein Gespräch, „na, bist deppert, warum?“ oder „ja, hast vollkommen recht“. Meistens
647 kommt dann eigentlich nur Blödsinn raus.

648 **I:** Dann drückt man auch mal schnell auch wieder den Knopf löschen...

649 **A1:** Also das mach ich eigentlich sehr, sehr selten, ich hab zwar schon Postings von mir
650 gelöscht, weil ich dann einfach...weils im Affekt passiert ist, oder keine Ahnung was,
651 ohne das ich jetzt...nicht, dass ich jetzt irgendwie persönlich wen angegriffen hätt, also
652 einfach nur irgendein... irgendein verbaler Auszucker, den ich dann halt bei der
653 Statusmeldung auf Facebook auch einbracht hab, wo ich mir dann 10 Minuten später
654 gedacht hab, ist komplett sinnlos, also löschen, danke.

655 **I:** Frust abgelassen und das wars...

656 **A1:** Würd ich zum Beispiel auf Google Plus nicht machen, also das...glaub da hat sich
657 mein Mind selbst schon unterteilt...

658 **I:** Ok, na paßt. Sehr schön. Gibt's für dich sonst noch irgendwelche Inhalte, Punkte, die
659 du gerne noch irgendwie anmerken würdest diesbezüglich, oder die wir ausgelassen
660 haben eben jetzt...in dieser Diskussionsrunde?

661 **A1:** Bissl konkreter, über...?

662 **I:** Das ist jetzt im Allgemeinen, keine direkte Frage, sondern einfach nur ob es noch
663 irgendwelche Inhalte und Punkte gibt, die du jetzt noch im Bereich Facebook gerne
664 anmerken würdest oder im Bereich Social Networks, etwas, das dir noch am Herzen liegt,
665 loszuwerden?

666 **A1:** Nicht wirklich, nein (*lacht*)

667 **I:** Nicht wirklich, gut.

668 **A1:** Wenn mir noch etwas einfallen sollte, dann schreib ichs dir...

669 **I:** Gut, dann bedanke ich mich für das Gespräch.

10.2: Interviewleitfaden

Formale Checkliste:

- Begrüßung/Smalltalk um Fragen/Spannungen abzubauen.
- Aufklärung über das Forschungsvorhaben und die Fokussierung auf die subjektive ExpertInnenwelt der Gesprächspersonen.
- Hinweis auf die verpflichtende Anonymisierung der Personen sowie der Daten und Ergebnisse.
- Einholung der Erlaubnis, die Gesprächssituation via Tonbandgerät dokumentieren zu dürfen.

Kurzfragebogen zum Erheben relevanter sozialer Daten:

Alter:

Geschlecht:

Beruf:

höchster formaler Bildungsabschluss:

aktive Internetnutzung in Jahren:

Zugangsmöglichkeiten/Internet:

Fragenkomplexe

A) einleitende Interviewfrage (Impuls für die Gesprächszentrierung):

1) Welche Rolle spielt für dich die Internetnutzung in deinem Alltagsleben? Wofür benutzt du das Internet? Erzähl mir bitte ein wenig über deine Nutzungsgewohnheiten.

- Wie regelmäßig ?
- Welche Relevanz im Allgemeinen für den Gesprächspartner?
- Für welche Zwecke ?

B) Der virtuelle Raum als Sozialraum:

2) Inwiefern hast du Kontakt mit anderen Mitmenschen über das Internet? Nenne mir bitte ruhig Beispiele und Situationen.

- Über welche Anwendungen und Plattformen wird kommuniziert?
- In welchen „Situationen“ wird kommuniziert?

3) Hast du den Eindruck, dass heute ohne Internet bzw. im speziellen FB oder eine ähnliche Plattform nichts mehr geht? Wie sind deine Erfahrungen damit?

- persönliche Sichtweise auf die virtuelle Kommunikation ?
- Wie wichtig/selbstverständlich ist der Kontakt mit anderen Menschen über das Internet?

C) Sozialraum „Social Network Facebook“:

4) Du hast auch ein Profil/einen Account auf der Social Network Site Facebook. Was waren deine Gründe dich dort zu registrieren?

- Wie kam es zu dem Beitritt?
- Gab/Gibt es auch andere Mitgliedschaften bei anderen Social Network Sites?

5) Welche Erfahrungen – positiv wie negativ – hast du mit FB gemacht?

- Was wird als störend empfunden?
- Werden gewisse „Dinge“ in Bezug auf Kommunikation/ Management vereinfacht?

6) Welche Gestaltungsmöglichkeiten bietet FB und inwieweit nutzt du das aus?

- Beziehungs-/ Kontaktmanagement ?
- Was ist mit Veranstaltungen/Einladungen, Geburtstagskalender?
- Werden FB Spiele gespielt?
- Werden die Newsströme zur Informationsbeschaffung genutzt? (z.B. Standard Artikel, Zeit, Sportbereich etc.)
- politische Aspekte/Partizipation → FB Demonstrationen ?

7) Welche Rolle spielt für dich FB bei der Kontaktaufnahme und beim Kennenlernen von Leuten und bei der Aufrechterhaltung von Bekanntschaften/Freundschaften?

- „FB Kontakt“ statt Telefonnummer oder Email- Adresse beim Kennenlernen ?
- Werden über FB neue Kontakte geschlossen?
- Werden Bekanntschaften über weite Distanzen gepflegt?
- Hat man nur Kontakt mit dem engeren Bekanntenkreis?

8) Ist FB für dich ein virtueller Ort, an dem du auch sehr persönliche Dinge thematisieren kannst und, wenn ja, welche Erfahrungen hast du damit gemacht?

- Diskretion auf semi- öffentlichen Plattformen?
- Welche Inhalte werden mit anderen kommuniziert?

9) Hast du schon mal überlegt auszusteigen, z.B. aufgrund der immer wieder diskutierten Probleme mit dem Datenschutz – ist das für dich vorstellbar?

- Wie wichtig ist dieser Kommunikationskanal?
- Was bindet die Leute an diesen virtuellen Sozialraum?

10) Ist dir schon aufgefallen, ob FB, im wirklichen Leben‘ Konsequenzen (positiv und negativ) haben könnte bzw. für dich hat?

- Wie sieht es aus mit den Grenzen real/virtuell aus der Sicht der Beteiligten?
- Wie bewußt wird mit Daten und Inhalten auf dieser Plattform umgegangen?

D) Abschlussfrage des Gespräches:

11) Gibt es noch einige Inhalte/Punkte, die du gerne anfügen würdest oder die deiner Meinung nach außen vor gelassen wurden?

- Finale Gesprächsreflexion

Vielen Dank für deine Zeit und Hilfsbereitschaft!!!

10.3: Curriculum Vitae

(CV) Curriculum Vitae Franz Kuntschnig

Persönliche Daten:

Geboren am 19/02/ 1983 in Wien

Unverheiratet und kinderlos,

Österreichischer Staatsbürger

Bildungsweg/Ausbildung:

- 2001: Absolvent des BRG Schumeierplatz, 1160 Wien
- 2002-2003: Zivildienst als Rettungspersonal beim Arbeiter Samariter Bund Österreich (ASBÖ)
- 2003: Ordentlicher Student an der Universität Wien; vormals in den Disziplinen Politik- und Musikwissenschaften
- seit 2004 Student der Studienrichtung Erziehungs- und Bildungswissenschaften

Bisherige (neben)berufliche Aktivitäten und Praktika:

- 2007- 2009: Ferienbetreuung, ausgehend von der (Caritas) Erzdiözese Graz-Seckau
- Tätigkeiten im ehemaligen familiären Gastronomiebetrieb (Schank)
- Mitwirken bei einigen Filmproduktionen in differenten Positionen
- Diverse (Flyer) Verteilungsaktionen
- Praktika beim Kurier, im Otto- Wagner Spital und in der institutsinternen Präsenzbibliothek
- 2010- 2012: Geringfügig angestellt im Museum für angewandte Kunst (MAK)

10.4: Abstract

Virtuelle soziale Netzwerkseiten sind dank der Plattform Facebook derzeit medial in aller Munde. Der Trend sich virtuell zu vernetzen erregte nicht zuletzt auch deshalb das Interesse innerhalb der „Scientific Community“ und die Auseinandersetzung mit diesem Themengebiet spiegelt sich in Begrifflichkeiten wie Web 2.0 und Social Web wider. Die Reflexion bezüglich des virtuellen Sozialraumes als gesellschaftlicher Handlungs- und Kommunikationsraum blieb bisher innerhalb der Sozialen Arbeit allerdings im Wesentlichen aus. Diese Arbeit versucht den virtuellen Raum als Sozialraum anschlussfähig an den Diskurs der Sozialraumorientierung innerhalb der Sozialen Arbeit zu machen und durch ein qualitativ-empirisches Forschungsdesign, in Form von problemzentrierten Interviews, das „Problemfeld“ virtueller Sozialraum anhand des Social Network Facebook für die Soziale Arbeit zu erschließen. Wie werden diese virtuellen Sozialräume subjektiv erlebt, welchen Stellenwert haben sie im Kommunikationsrepertoire und welche gesellschaftliche Relevanz lässt sich durch die Partizipation ableiten? Es zeigt sich, dass der virtuelle Raum als Kommunikations- und Handlungsraum spezifische Herausforderungen für die Soziale Arbeit bietet, die im Sinne des Digital Divide im Spannungsfeld zwischen Inklusion, Exklusion und sozialer Partizipation verortet werden können.

Due to Facebook virtual, social platforms are actually subject of widespread medial discussions. Not least because of that fact the scientific community became interested in the movement of virtual networking. The examination of this issue finds its visible expression in concepts such as Web 2.0 and Social Web. Within social casework the analysis of the virtual social area as a corporative space of communication and activity is essentially missing. This diploma thesis tries to affiliate the virtual space as a social area to the discourse of social area orientation inside of social casework. The phenomenon of a virtual social area is made accessible as a field of research for social casework by a qualitative-empirical research design in terms of problem centered interviews and by using the example of the social network Facebook. Questions are raised concerning the subjective experience of virtual social areas, their significance within the repertoire of communication and the kind of social relevance, which may be derivable by the fact of

participation. It is shown that the virtual space as an area of communication and activity provides specific challenges to social casework, which are, in terms of a digital divide, located in an area of conflict between inclusion, exclusion and participation.